

Die besten Erzählungen 2025

Die Shortlist für den Boccaccio.cc-Preis



*Erzählungen von Yannic Han Biao Federer, Simon Froehling, Sabine Gruber,
Monika Helfer, Helmut Krausser, Susanne Neuffer, Verena Roßbacher,
Ralf Rothmann, Peter Stamm und Anna Weidenholzer*



Autor·innensolidarität

Börsenblatt österreichischer Autorinnen, Autoren & Literatur



Autor·innensolidarität

Vier Nummern jährlich,
Bezug nur im Abonnement,
€ 17,- (inkl. Porto)
Probenummern werden auf
Wunsch gerne zugesandt.

Abo-Plus

Erweitertes Abonnement zur
lückenlose(re)n Information
über Preise, Stipendien,
Wettbewerbe, Zeitschriften
und Anthologien sowie
Projekte und Initiativen als
Ergänzung zum Börseteil der
Autor·innensolidarität:
4-mal jährlich Autor·innen-
solidarität sowie 3 bis 4-
mal jährlich Zusatz-Infos:
€ 29,- (inkl. Porto)



Die Zeitschrift „Autor·innensolidarität“ bringt berufsspezifische Informationen für Autor/inn/en: Beiträge und Stellungnahmen zu den aktuellen kultur-, bildungs- und medienpolitischen sowie steuer- und sozialrechtlichen Entwicklungen. Ein Serviceteil informiert über Literaturpreise und Stipendien im gesamten deutschsprachigen Raum, über Publikationsmöglichkeiten in Zeitschriften und Anthologien sowie über neugegründete Verlage und über sonstige für Autor/inn/en relevante Initiativen, Projekte und Veranstaltungen.



Bestellungen:

IG Autorinnen Autoren
Literaturhaus Wien
1070 Wien, Seidengasse 13
Tel.: 01/526 20 44-13
E-Mail: ig@literaturhaus.at

Inhalt

Alternative Fakten und künstliche Intelligenz als Antiutopie

Alain Robbe-Grillet's vergessene Prognose. Von Felix Philipp Ingold 4

Die Bewohner von Château Talbot

Von Arno Geiger..... 7

Neulich

Von Andreas Maier 8

Die Furcht beim Blick in die Tiefe

Von Alexander Kluge 10

Was ich dir nicht gesagt habe

Nicole Vidals Siegertext beim FM4-Kurzgeschichtenwettbewerb „Wortlaut“ 16

Die besten Erzählungen 2025

Alles wieder gut

Von Yannic Han Biao Federer 24

Sie wollten sich trennen

Von Monika Helfer 29

In der kleinen Eisenbahn

Von Anna Weidenholzer 31

Engel auf Krücken

Von Ralf Rothmann 35

Zulln

Von Sabine Gruber 42

Recherche

Von Susanne Neuffer 44

Sagen können

Von Simon Froehling 48

Mars

Von Peter Stamm 52

Die beste Aussicht

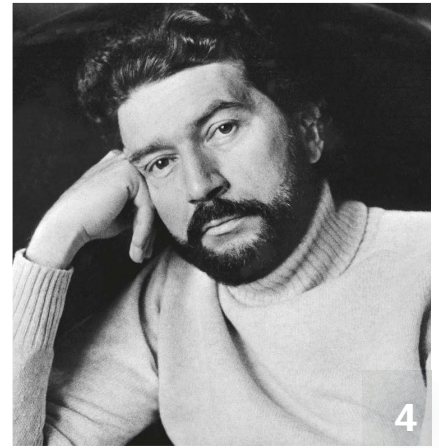
Von Helmut Krausser 58

Ein Mann und Vater

Von Verena Roßbacher 63

Preis-Telegramm 66

Impressum 66



Alternative Fakten und künstliche Intelligenz als Antiutopie

Alain Robbe-Grillet's vergessene Prognose

VON FELIX PHILIPP INGOLD

Wiederholte Lektüre ist nicht nur erneute, es ist immer auch erneuerte Lektüre. Nicht nur erkennt man beim Wiederlesen Stellen im Text, die man einst übersehen oder zwischenzeitlich vergessen hat, bisweilen erschließen sich literarische Werke bei einem zweiten, dritten Durchgang völlig neu, sei es, weil man sie zuvor missverstanden hat oder weil sie überhaupt erst in zeitlicher Versetzung – unter aktuellem Gesichtspunkt – verständlich werden. Nachträglich können sich solche Texte als „prophe-tisch“ erweisen, wenn ihr ursprünglich utopisches Potential in der Realität oder als Realität wiederkehrt.

Eben diese Erfahrung ist aus dem vor einem halben Jahrhundert erschienenen Roman *Djinn* von Alain Robbe-Grillet zu gewinnen.* Die französische Erstausgabe hatte ich mir damals, 1981, gleich besorgt und ich hatte es auch – meine Anstreichungen und Randnotizen belegen es – recht sorgfältig gelesen. Neulich kam mir das Buch beim Auf- und Ausräumen meiner Bibliothek erstmals wieder in die Hand, und dessen nochmalige, eher zufällige Lektüre führte mir, durchaus unerwartet, eine fiktive Welt vor Augen, die mit der heutigen realen Welt zu großen Teilen in eins fällt.

Die heutige reale Welt nimmt unter dem Einfluss neuer Medien und künstlicher Intelligenz zunehmend fiktive Züge an, Fakten werden postfaktisch oder

quasifaktisch in Frage gestellt, „mögliche Welten“ (*possible worlds*) behaupten sich als artifizielle Wirklichkeiten, Fakes und Deepfakes gewinnen an Wahrscheinlichkeit, offenkundige Fiktionen und Lügen werden auf breiter Front als „Wahrheiten“ akzeptiert. Jüngste Errungenschaften der Robotik tragen zur Verschränkung wirklicher und möglicher Welten zusätzlich bei.

Es geht nicht mehr darum, „Künstlichkeit“ und „Natürlichkeit“ oder „Lüge“ und „Wahrheit“ zu unterscheiden, es geht vielmehr um deren Hybridisierung, mithin darum, dass mögliche

tagswelt noch kaum eine Rolle spielen, eine verblüffend „echt“ wirkende Vorschau. Mit großer bildhafter und psychologischer Eindringlichkeit beschreibt er eine vollkommen verwirklichte „mögliche“ Welt, in der einzig Vermutungen, Verwechslungen, Missverständnisse, prekäre Erinnerungen und abstruse Spekulationen faktische Geltung haben und als solche zur ständigen Verunsicherung und Bedrohung werden.

Eine „falsche Wachspuppe“ erweist sich hier – Schauplatz der Irrungen und Wirrungen ist Paris – als eine „echte Frau“ (und umgekehrt); männliche und

„Die Menschen glauben, die Maschinen arbeiteten für sie. Wohingegen doch sie selber es sind, die fortan für die Maschinen arbeiten. Diese befehlen uns mehr und mehr, und wir gehorchen ihnen.“

Welten faktisch den Status wirklicher Welten gewinnen oder dass, im Gegenteil, die Wirklichkeit zu einer möglichen Welt mutiert beziehungsweise als eine solche wahrgenommen wird. Die Entscheidung des Entweder-oder tritt zurück hinter die Beliebigkeit des Sowohl-als-auch.

Alain Robbe-Grillet's Roman liefert dazu aus einer schon sehr fernen Vergangenheit, da digitale Techniken in der All-

weibliche, lebende und tote Protagonisten finden, von Logik und Chronologie befreit, zwanglos zusammen; die Lüge wird als höhere Wahrheit verkündet und eingesetzt; alle „Menschen“ werden mit Blindenbrillen und Blindenstöcken ausgestattet und stapfen durch eine Welt, die sie gleichermaßen als Horrortraum und als Sehnsuchtsraum erfahren. Fazit des Ich-Erzählers (der auch eine Erzählerin sein könnte): „Zu guter Letzt habe ich mich damit abgefunden, den Gebrauch meines Sehvermögens einzubüßen, nachdem ich



Alain Robbe-Grillet

den meiner Willensfreiheit und meiner Verstandeskraft verloren hatte.“

Zwang und Verführung sind in dieser Welt nicht zu unterscheiden, die „Menschen“, zu Schemen, Schatten, Wiedergängern mit wechselnden Namen geworden, lassen sich von kindlichen, ja kindischen „Führern“ beherrschen, lenken, blenden, dies in der trügerischen Meinung, selbstbestimmt zu handeln. Man wird verblendet und passt sich der Verblendung sogleich an, indem man die reale Rolle eines realen Blinden widerstandslos übernimmt. „Ich werde also von irgendeinem unsichtbaren Wesen überwacht“, stellt der unstete, sich selbst entfremdete Erzähler fest: „Das ist sehr unangenehm. Ich habe das Gefühl, tölpelhaft, bedroht, schuldig zu sein... Ich liebe die Freiheit.

Ich bin gern verantwortlich für meine Handlungen. Ich möchte begreifen, was ich tue...“ Doch das eigene Tun ist nicht mehr zu begreifen, also lässt man sich auf die erpresserischen Avancen des Führungspersonals ein.

Hier, im postfaktischen Paris, kann man problemlos „einen ganzen Tag verbringen, ohne irgendetwas Wahres zu sagen“, darauf vertrauend, dass die Lüge die einzig wahre „Wahrheit“ ist. Das Lügen ist schulisches Pflichtfach, man kann dafür ausgezeichnet werden, und man übt sich auch darin, „mehrstimmig“ zu lügen. Als uneigentliches Sprechen kann das Lügen nun auch zum Berufswunsch werden: „Später will ich studieren, um eine Romanheldin zu werden. Das ist ein guter Beruf, der es einem erlaubt, in der Vergangenheit zu leben.“ Demnach ließe

sich auch die literarische (die „erlogene“) Fiktion als eine reale Welt erfahren, in der man – so heißt es bei Robbe-Grillet – „schön“ überleben kann.

•

Die freiwillige Blindheit ist das Hauptmotiv des Romans. Blindheit steht für Verlogenheit wie auch für Verlorenheit. Der wahre Blinde ist der Pseudoblinde. Sich mit Augenbinde und Blindenstock ausstatten zu lassen, gehört zur hiesigen Normalität, mag zunächst gewohnungsbedürftig sein, erweist sich jedoch als eine durchaus bequeme Daseinsweise, die ohne jede „Willensfreiheit“ und „Verstandeskraft“ zu bewältigen ist. Darauf scheint der heutige Populismus angelegt zu sein, darin besteht seine

Attraktivität – dass jeder sich ausleben kann, sofern er sich blenden und führen lässt, will heißen: Freiheit ist zu erlangen durch Freiheitsverzicht.

Auch Robbe-Grillet's Erzähler lässt sich noch so gern blenden, weil er die Blendung als Befreiung begreift: „... ich war widerspruchslos bereit, in völliger Unkenntnis über meine eigentliche Aufgabe und die von der Organisation verfolgten Ziele zu bleiben.“ Völlige Unkenntnis ist das bequemste Wissen, sie verhindert jede Problematisierung und ermöglicht jeden Glauben, jede Hoffnung. Die Sinnfrage entfällt ebenso wie die Daseinsangst.

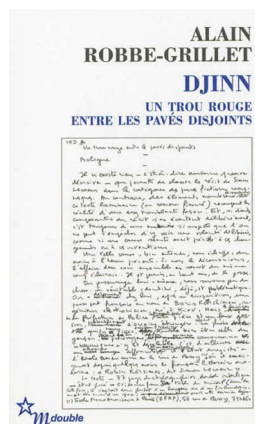
Fremdbestimmung, ob subtil oder brachial durchgesetzt, ist das ultimative Freiheitsgefühl. „Ich fühlte mich hineingerissen in eine Verkettung von Episoden und Begegnungen, bei denen der Zufall vermutlich gar keine Rolle spielte. Allein – ich begriff nicht deren tieferen Zusammenhang.“ Was der Verblendete indes begreift, ist die schlichte Tatsache, dass „die Menschen glauben, die Maschinen arbeiteten für sie. Wohingegen doch sie selber es sind, die fortan für die Maschinen arbeiten. Diese befahlen uns mehr und mehr, und wir gehorchen ihnen.“

•

Die mechanistische Begrifflichkeit der „Maschine“ und des analog funktionierenden „Maschinismus“ (anstelle

digitaler Gerätschaften) verrät beiläufig die weit zurückliegende Entstehungszeit von Robbe-Grillet's Text, mindert aber in keiner Weise dessen frappierende Aktualität: Die verwirrende, auch schon bedrohliche Verdoppelung der heutigen Gegenwart in zwei „Zwillingsteile“, nämlich „eine unmittelbare Wirklichkeit und eine Scheinwirklichkeit“, ist zur unbestreitbaren Tatsache geworden. Die multiple Scheinwirklichkeit ist offensichtlich dabei, die unmittelbare Wirklichkeit einzuholen und zu überbieten.

Noch glauben wir, sie gestalten, sie lenken, mit ihr spielen zu können. Wie wir dabei unmerklich zu ihrem Spielzeug werden, hat Alain Robbe-Grillet vor Jahrzehnten in *Djinn* verlässlich festgehalten – seine präzise Vorahnung ist zur fast schon vollendeten Tatsache geworden. Das gilt im Übrigen ebenso für eine viel weiter zurückreichende Vorahnung: Pygmalion! Man erinnere sich an sein lebensechtes, von ihm selbst geschaffenes Kunstmädchen, das besser funktionierte, ihm besser diente und ihm auch besser gefiel als jede wirkliche Frau. Ovid berichtet darüber (zu Beginn unserer Zeitrechnung) im zehnten Buch seiner *Metamorphosen*: „Pygmalio-



on staunt. Er traut seiner Freude noch nicht und fürchtet, er täusche sich. Wieder und wieder prüft der Liebende mit der Hand sein Wunschbild – Fleisch und Blut ist's!“ Und mehr als dies – der Künstler, der sich schon hier als künstliche Intelligenz geriert, ist überzeugt davon, dass sich letztlich alles „zu tausenderlei Gestalten formen lässt und

in der Hand des Bildners immer bildsamer wird“. Die heutige Robotik liefert erste staunenswerte Beispiele dafür, virtuell agierende und agitierende Avatare gewinnen merklichen Anteil an der realen Lebenswelt.

*) Alain Robbe-Grillet, *Djinn: Ein rotes Loch im lückenhaften Pflaster*. Aus dem Französischen von Elmar Tophoven. Bibliothek Suhrkamp 787, Frankfurt a. M. 1983. Französische Erstausgabe bei Editions de Minuit, Paris 1981; Neuausgabe (Taschenbuch und Kindle) 2013.

Felix Philipp Ingold arbeitet als freier Autor, Übersetzer und Herausgeber in Zürich; zuletzt erschienen: *Paris als Exil* (Monographie, 2025); *Der russische Aphorismus* (Monographie/Anthologie, 2025); Henri Meschonnic, *Das Dunkel arbeitet* (aus dem Französischen, 2024).

Sind Texte von Kafka gefälscht? +++ Deutscher Buchpreis für Dorothee Elmiger +++ Wie Alice ins Wunderland kam +++ Die lesenswertesten Bücher im Dezember +++ Vorstufen zu Prousts „Recherche“ in Paris entdeckt +++ Clemens J. Setz über UFOs +++ Als Daniel Defoe am Pranger stand +++ Boualem Sansal ist frei +++ Was es bedeutet, in gender sensiblen Zeiten einen Roman zu schreiben +++ Müssen Texte von Philip Roth bald brennen? +++

**Nachrichten von Büchern und Menschen
im Netz unter www.volltext.net
oder täglich als Newsletter in der Inbox**

VOLLTEXT

DIE BEWOHNER VON CHÂTEAU TALBOT

VON ARNO GEIGER



Entsetztlich schwer ist es, hier den Weg zu Fuß zu finden. Außer auf der Themse gibt es zu London keinen geraden Weg und keine rechtenthliche Kreuzung. Man wandert - tatsächlich und wie oft ist es mir schon passiert - ohne es zu merken, eine 90°-Drehung oder mehr, kaum vor- kommen, und nach einer Viertelstunde ist man zurück, wo man losgegangen war. Nun ist es noch komplizierter, weil zwischen durch tausend kleine Drehungen vorkommen, kleine Wege, Kreuzungen bei einem Park, wo alle Straßen schief weggehen - diese Pintelpatas sind eine Geschichte für sich, es gibt TAUSENDE, und einer zielt aus wie der andere, nur ist der eine in Wahrheit dreieckig, der andere vierseitig und der andere trapezförmig. Man glaubt immer: Ah, jetzt kenn' ich mich aus! Dabei ist man ganz wo anders und hat keine Ahnung. ENTSETZLICH. Noch dazu heißen die Straßen Orcau's Garden, Orcau's Way, Orcau's Place, Orcau's Maus, Orcau's Court und Orcau's Gate. Zum Schluss kommt sich wirklich kein Schwein mehr aus, was der Grund ist, warum ich den ganzen Tag unterwegs bin, obwohl ich wenig zu tun habe.

NEULICH

VON ANDREAS MAIER

Neulich stolperte ich auf den Frankfurter Weihnachtsmarkt. Er ist inzwischen abgesperrt wie eine Festung, man kommt da kaum durch. Über die mehr als auffälligen Absperrungen wird ebenso auffällig nirgends auf dem Markt gesprochen. Sie werden nicht einfach nur bloß hingenommen, alle wirken vielmehr so, als würden sie sie gar nicht wahrnehmen.

Für einen Vegetarier existiert *mutatis mutandis* kein Fleisch. Der Satz klingt erklärungsbedürftig. Ich meine Folgendes. Wenn man früher einem kleinen Kind, das in einer vegetarischen Welt aufwuchs (es war die Zeit, als das Wort „vegan“ sich noch gerade erst an die Front nach vorn zu kämpfen versuchte und es noch keine „Ersatzprodukte“ gab), ein Frankfurter Würstchen hinhielt, einfach weil man nicht ahnte, dass das Kind vegetarisch gehalten wurde, dann reagierte dieses Kind schlichtweg gar nicht. Es starrte aufs verbotene Würstchen, starrte aber zugleich ins Leere. Eine gewisse Ahnung muss das Kind allerdings mit dem Frankfurter Würstchen verbunden haben, wenn auch nur die, dass das nicht in seine Welt gehört und dadurch also gleichsam gar nicht existiert. Die Welt war an dieser Stelle ein blinder Fleck für das kleine Kind, und zwar genau in Form eines Frankfurter Würstchens.

Seit Eröffnung war ich jetzt jeden Tag auf dem Weihnachtsmarkt. Ich stehe dort an einem Bierstand, immer am gleichen. Es finden auch dort keinerlei Gespräche über die jährlich immer mehr perfektionierte Munifizierung statt. Nichtmal der riesige technische Aufwand wird diskutiert, und sonst lieben sie doch Technik! Das ist faszinierend und von Tag zu Tag bei allerlei Phänomenen immer mehr zu beobachten: Was direkt vor Augen liegt, egal wie groß es ist, wird nicht mehr wahrgenommen, wie das Frankfurter Würstchen. Jeder weiß, dass jedwedes Gespräch darüber irgendwie problematisch werden würde. Das Über-Ich hat den Beteiligten längst gesagt: Starre mal lieber ins Leere!

Ich selbst übrigens habe dazu keine besondere Meinung. Ich bin an den Bierstand gegangen, als die Gesundheitskontrollen alles abkontrolliert haben, ich bin hingegangen, als es noch keinen ausgeprägten „Terrorerschutz“ (so hieß das früher mal nach 2001) gab. Ich bin da hingegangen in der noch völlig freien Welt der achtziger und neunziger Jahre, wenn auch damals noch nicht an den Bierstand, damals trank ich noch Glühwein.

Würde man sich, weihnachtsmarkttechnisch, überhaupt an das Wort „Sicherheitslage“ herantrauen, die da gegeben sein soll, dann kommt man in ein heilloses Durcheinander aus ideologischen und realpolitischen Denk- oder Pseudodenkmustern verschiedenster moralischer und politischer Couleur. Das darf sich gern jeder selbst referieren und dafür testweise kurz den Pandorabüchsendeckel in seinem eigenen Kopf öffnen.

Beim Öffnen dieses Deckels aber bitte immer für jede Seite den *advocatus diaboli* bereithalten und ihn auch lustvoll und kreativ einschreiten lassen, sonst bleibt das alles etwas anämisch!

Anderes Beispiel: Überall sieht man jetzt Bundeswehrwerbung. Die Straßenbahnen in Frankfurt fahren teils komplett in Tarnfarben und mit Bundeswehrlogo. Werbeplakate zuhauf, dazu die ganzen üblichen Ströer-Hypnose-Schirme. Nun ist es nicht so, dass die Leute marktschreierisch rufen: Mann, geil, Bundeswehr, muss endlich wieder bewaffnet werden, muss funktionieren, klar, müssen ja Demokratie (unsere) verteidigen, wo's geht. Und der Russe oder der sonstwas steht ja schon vor der Tür etc. Das habe ich tatsächlich wirklich noch nie

von jemandem gehört, nicht in dieser Drastik im privaten Umfeld. Fernsehen schaue ich ja nicht.

Aber das Gegenteil bekommst du auch an keinem öffentlichen Ort zu hören: Hier, Leute, ist doch seltsam, was ist denn das für ein Militarismus hier, jetzt werben die schon für mehr

Waffen und so, überall im öffentlichen Raum, wer will das denn überhaupt, und warum gibt es darüber keinerlei Diskussion?

Ich kann das auch gern verallgemeinern: Es bleibt inzwischen, bis auf wenige ausgewählte Themen, sowieso so gut wie alles unkommentiert. Es werden immer mehr Frankfurter Würstchen produziert. Nächstes Beispiel: die Prinz-Reuß-Gruppe.

Sind das nun gefährliche Terroristen, vor denen uns der Staat schützen muss, oder wie steht man sonst zu diesem riesigsten Prozess seit RAF-Zeiten? Einer der größten Prozesse der Republik, unter sehr seltsam anmutenden Umständen, aber es ist ein Frankfurter Würstchen. Vor einiger Zeit wurde im Rundfunk und in der Politik über Marschflugkörperlieferungen an die Ukraine gesprochen. Jedem in meinem Umfeld war klar, bei einigem Nachdenken, was das bedeutet. Aber in jedem Gesicht stand totale Leere geschrieben. Niemand redete darüber. Bis heute. Kein einziger. Ein Marschflugkörper als Frankfurter Würstchen.

Die große Gesundheitsbedrohung, also jenes umfassende Todesgeschehen vor einigen Jahren, durch das wir mit glücklicher Hilfe unserer Politik auf die bekannte Weise durchgekommen sind, verlief immerhin nicht als Frankfurter Würstchen. Da starteten sie nicht ins Leere. Das soll im Folgenden zu analysieren versucht werden. Sebastian Haffner schreibt in seinem Buch *Geschichte eines Deutschen*, das leider keine Schullektüre ist, davon, was Zahlen im Ersten Weltkrieg bedeutet haben. Als Schüler fieberte er wie alle anderen jeweils die Zahlen des nächsten Tages herbei. Wie viele fielen in welcher Schlacht, wie viele wurden durch uns („uns“) gefangengenommen, auf welcher Seite wurde auf welche Linie zurückgewichen, wo machten wir („wir“) welchen Landgewinn? Laut Haffner war das eine tägliche Sucht, die nach Kriegsende seine Generation in einem plötzlich so zahlenlosen Vakuum beließ, dass ab den zwanziger Jahren umfassende Sportberichterstattung in Zeitung und Radio herbeimusste, um den Leuten endlich wieder den ersehnten Zahlenstoff (Rekorde, Leistungen, Siege, Wettkampfplätze) zu geben, ohne den die vom Kriegsgeschehen vormals so Infizierten anscheinend kaum noch leben konnten. Kurz darauf ging zum ersten Mal die große Inflation los, das war dann noch einmal Zahlenstoff ganz anderer Art.

Am Radio fieberte man im Weltkrieg mit. Nur noch so viele Meter muss die Armee soundso, damit der Feind soundso an Stelle soundso endlich endgültig zurückgeschlagen!! Das ist nicht das von den Augen des Vegetarierskindes ausgeblendete inexistente Frankfurter Würstchen. Das: Zahlen, Kriegsbericht, Schlachtenmitteilung, ist vielmehr schnellstmöglichst eingeholter Suchtstoff für die Heimatfront. Das bestimmt den Tageshaushalt. Damit hat man seine andauernde Großbeschäftigung. Mit dem Würstchen hat sich das Vegetarierskind nicht nur nicht beschäftigt, es kam in seiner Welt wie gesagt nicht vor. Mit den Zahlen aber und den täglichen Vergleichen, das war etwas anderes, das war geradezu flott, das sprach gleichsam den Wettkampfgeist oder den patriotischen oder welchen Sonst-auch-immer-Geist direktemang an. Da startete keiner in die Leere. Da war der Deutsche bei der Sache!

Deshalb starteten vor einigen Jahren beim neuerlichen Wiederholungsgeschehen hierzulande auch nur sehr wenige ins Leere. Sie starteten vielmehr sehr explizit und ebenso suchartig auf die täglich gegebenen Zahlen. So hatte das Volk wiederum die ihm eigene Beschäftigung; Neigung und Ansporn zu neuen, immer höheren Leistungen im Immer-Besser-Machen des von den Führenden vorgegebenen und daher streng und stets positiv geglaubten Total-Richtigen. Nur noch so und so viel unters Komma oder die angegebene Zahl rücken, und dann ist Sieg und vielleicht endgültige Niederringung vom Feind, und dann dürfen wir auch wieder hinaus und auf die Parkbank lesen, und dann müssen wir auch nicht mehr verhindern, dass der Nachbar auf die Parkbank zum Lesen geht. Wenn wir ihn jetzt, da der Sieg noch nicht errungen ist, daran hindern, auf die Parkbank zu gehen, dann dient das der allgemeinen Gesundheit der durch solche Leute tödlich bedrohten Bevölkerung.

Ich sehe es durchs Fenster, ich sehe es! Da sitzt er auf der Parkbank und liest, und es ist 2020! Da sitzt er und liest! Oder ist es eine sie? Ich sitze da nicht, ich lese da nicht! Ich bin zuhause, ich bedrohe niemanden. Ich schade niemandem, ich halte alle Regeln ein. Und es ist schwer, ja, schwer. Für alle ist es schwer, aber wir nehmen es auf uns, um des großen Zielles willen! Die Zahlen müssen andere werden, daran müssen wir uns halten, und heute waren die Zahlen schlecht, schlecht waren sie! Gerade eben wurde davon berichtet. Und dann sitzt der oder die da unten einfach so. Sitzt da einfach rum und liest! Und neben mir liegt das Telefon, und ich kenne die Nummer der Polizei, o ja, ich kann sie sofort wählen, die Nummer der Polizei!

Diese Form von Beschäftigung, vor wenig zurückliegenden Jahren wieder eingeübt, die nach heutiger Marschrichtung demnächst in umfassenderer Form erneut über uns Deutsche kommen dürfte: Zahlen, Tod, Heldentum, Kampf, tägliches Auf und Ab, Feinde im Inneren und deren Meldung nach oben, jeden Tag an der Front des Geschehens – hat eine Vorform. Und zwar die eines Frankfurter Würstchens. Es ist dasjenige, das gerade vor uns hängt. Und wir starren ins Leere.

Andreas Maier, geboren 1967, lebt als Schriftsteller in Frankfurt am Main. Zuletzt erschienen die Romane *Die Heimat* (Suhrkamp, 2023) und *Der Teufel* (Suhrkamp, 2025). Eine Sammlung seiner in VOLLTEXT erschienenen Beiträge findet sich im Internet unter www.volltext.net.



auch als
eBook

Hanna Sohns
2025, 131 Seiten
€ 24,-
ISBN 978-3-68930-048-7

Das hungrige Leben

Clarice Lispector (1920–1977) lebte nach ihrer Flucht aus der Ukraine vor allem in Rio de Janeiro. Ihr dichterisches Werk wurde wenig erschlossen, gehört aber unbestritten zur Weltliteratur. Ihr Schreiben folgt dem unbedingten Verlangen nach der Unmittelbarkeit des Lebens.

et+k

edition text+kritik

Die Furcht beim Blick in die Tiefe / Der Mensch als Gleichgewichtler

EIN GESPRÄCH ÜBER HÖHENSCHWINDEL MIT DEM NEUROLOGEN THOMAS BRANDT
UND WEITERE GESCHICHTEN VON ALEXANDER KLUGE

Das menschliche Gleichgewicht ist eine alte und höchst komplexe Eigenschaft. Beteiligt sind die Augen, die sich am Horizont orientieren, die Ohren, die das Gleichgewicht automatisch prüfen, und auch die Muskeln, die das Verhältnis des Menschen zur Gravitation registrieren. Gibt es Störungen zwischen diesen komplexen Wahrnehmungen, die noch dazu im Hirn koordiniert werden müssen, entsteht Schwindel. In der Frühzeit haben unsere Vorfahren offenbar eine instinktive Angst vor Klippen, vor Abstürzen und Abgründen erworben. Der Blick in die Tiefe führt bei allen Menschen zu einer Reaktion und bei einigen zu einer Phobie, die dem Willen nicht unterliegt.

Thomas Brandt ist Chef des einzigen Instituts in der Welt, das Schwindelforschung betreibt und das zum Klinikum in Harlaching in München gehört. Er berichtet über das Schwindelgefühl des Gelben Kaisers und die Vielfalt menschlicher Reaktionen, die bei Schwindelgefühl eintreten und in einigen Fällen schwere Krankheiten auslösen.

ALEXANDER KLUGE Sie sind Arzt und leiten das weltweit einzige Schwindelzentrum am Klinikum Großhadern in München. Unser Ohr ist für Musik empfänglich und besitzt ein Gleichgewichtsorgan. Was ist Gleichgewicht?

THOMAS BRANDT Gleichgewicht ist die Fähigkeit, im Schwerfeld der Erde die eigene Position zu bewahren. Wenn wir das Gleichgewicht verlieren, dann stürzen wir. Die Gleichge-

wichtsregulation ist nicht nur eine Frage des Gleichgewichtsorgans, sondern von mehreren Organen. Das Sehen, das Gleichgewichtsorgan im Innenohr und auch die Fühler in unseren Gelenken und Muskeln arbeiten zusammen.

KLUGE Die nehmen nicht einzeln wahr, sondern teilen das untereinander mit.

Wenn ich einen der Wachtürme ersteige, schreibt der Gelbe Kaiser, wird es schwieriger für mich, je höher ich komme.

BRANDT Es ist ein interessanter Aspekt, dass die unterschiedlichen Sinnesorgane in der Regel das aus der Erfahrung Gelernte gleichsinnig wahrnehmen. Es können aber auch Situationen entstehen, in denen plötzlich das Gleichgewichtsorgan wegen einer Krankheit oder aus anderen Gründen etwas anderes meldet als das Sehen oder die Muskelfühler. Dann kommen wir in Schwierigkeiten. Das beste Beispiel dafür ist die Bewegungskrankheit. Kindern wird bei Autofahrten oft schlecht, meistens dann, wenn sie im Auto auf Kontraste schauen, also anfangen zu lesen oder mit ihren elektronischen Geräten spie-

len. Dann melden die Augen, dass keine Bewegung stattfindet. Aber der Gleichgewichtssinn im Innenohr meldet Beschleunigungen, Anfahren, Stoppen, Kurven. Bei solchen Konflikten entsteht die Bewegungskrankheit.

KLUGE Das ist anstrengend und man verbraucht Lebenskraft.

BRANDT Der Schwindel ist auch häufig verbunden mit einer existenziellen Angst. Sobald man die Kontrolle über den Raum verliert, in dem wir uns befinden, gibt es die Angst, ebenfalls das Leben zu verlieren. Ähnlich ist es beim Hörschwindel. Auch da entsteht eine Situation, dass einem der Gleichgewichtssinn und die Muskelfühler normale Meldungen vermitteln, dass wir aber dadurch, dass der Abstand zwischen uns und der Umwelt so groß ist, unsere eigenen Körperschwankungen nicht mehr mit den Augen kontrollieren können. Dann melden die Augen eine Stabilität, die nicht vorhanden ist.

KLUGE Ich stelle mir einen Spezialisten vor, der in New York zwischen zwei Wolkenkratzern auf einem schmalen Seil läuft. Darf er nach unten schauen?

BRANDT Ja, aber er muss den Sinn abschalten, der ihm beim Gleichgewicht nicht mehr hilft, nämlich das Sehen. Er darf schon sehen, dass er oben steht. Er darf aber das Gleichgewicht nicht davon abhängig machen. Insofern können diese Leistungen nur erbracht werden, indem ein Mensch durch Training es schafft, dass er sein Gleichgewicht auf Muskel- und Hautfühler konzentriert und das Sehen abschaltet.

KLUGE Die Evolution ist in diesem Gleichgewichtssystem eingebaut. Sie schildern einen Text aus China, der vom Gelben Kaiser handelt.

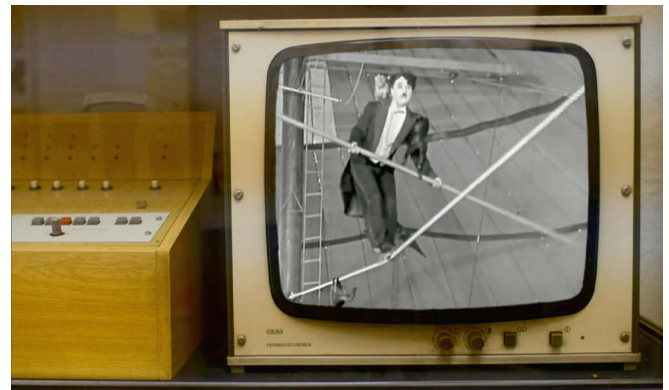
BRANDT Vor drei oder vier Jahren haben wir uns zusammengesetzt in einer kleinen Gruppe, weil wir gesehen haben, dass es in manchen Bereichen des Schwindels und gerade beim Hörschwindel wenig Forschung gibt. Wir haben Untersuchungen durchgeführt bei Hörschwindelanfälligen. Wo schauen sie hin in der Höhe? Wie regulieren sie ihren Stand? Wie gehen sie? Andererseits wollten wir auch wissen: Was sind die ersten menschlichen Erkenntnisse zu diesem Phänomen? Wir haben uns mit einem Sinologen aus Berlin zusammengesetzt, der in den alten chinesischen Schriften vor Christi Geburt nachgeschaut hat.

KLUGE Das ist 200 Jahre vor Christus – es handelt sich um frühe medizinische Erkenntnisse.

BRANDT Diese chinesischen Quellen wurden über Hunderte von Jahren immer wieder bearbeitet; man weiß nicht genau, ob 200 Jahre vor oder nach Christus dieses oder jenes geschrieben wurde. Wenn ich einen der Wachtürme ersteige, schreibt der Gelbe Kaiser, wird es immer schwieriger für mich, je höher ich komme. Dann beschreibt er, dass seine Sicht sich verändert, dass er doppelt sieht, sich alles um ihn dreht und dass er die letzten Stockwerke nur ersteigen kann, wenn er sie quasi hochkrabbelt. Das führte uns nahe an Untersuchungen, die wir selber gemacht haben. Alles wird besser, wenn ich mich hinknie, meinte er. Der Hörschwindel ist also abhängig von der Körperhaltung.

KLUGE Aufrecht ist er besonders stark. Wenn ich liege, ist er fast nicht vorhanden. Und wenn ich kniee, merkt man ihn nur gedämpft.

BRANDT Wenn Sie aus dem Flugzeug schauen, haben Sie praktisch keinen Hörschwindel. Das Flugzeug wird von uns empfunden wie die Erde. Ein Hörschwindel beim Blick aus dem Flugzeug ist nicht beschrieben. Zumindest wissen wir, dass die Höhe nicht der ausschlaggebende Reiz ist. Der Hörschwindel beginnt etwa ab drei Metern und ist ungefähr ab zwanzig oder dreißig Metern gesättigt. Es macht keinen Unterschied mehr, ob sie in 200 oder 300 Metern sind; da bleibt die Stärke der Angst etwa gleich.



Charlie Chaplin auf dem Seil. Aus dem Minutenfilm „Die Vernunft ist ein Balancetier“ von 2019.

KLUGE Wie ist das Ohr gebaut?

BRANDT Das vestibuläre System oder das Gleichgewichtssystem ist eines der ältesten Sinnessysteme. Das gibt es bei Fischen und in der primitivsten Form schon bei Würmern in Form von Sensoren, die einem mitteilen, wo oben und unten ist; sonst würde ein Wurm nicht mehr nach oben finden, wenn er in der Erde bohrt. Aber die Organisation dieses Systems ist so, dass es drei Bogengänge gibt, die Drehbewegungen wahrnehmen in den drei Raumebenen. Das sind eine horizontale und zwei vertikale und das auch noch paarig in beiden Ohren. Und dann arbeiten verschiedene Bogengänge zusammen: der linke vordere mit dem rechten hinteren und umgekehrt. So bekommen wir immer von beiden Ohren Informationen über die Drehbeschleunigungen des Kopfes. Das andere System sind die Schwerkräftensensoren, die Otolithen. Die muss man sich wie einen Besen vorstellen, auf dem sich ein Klumpen Mörtel befindet. Wenn Sie diesen Besen kippen, biegt der Mörtel die Besenhaare um. Genauso passiert es im Innenohr. Das sagt Ihnen dann: Ich bewege meinen Kopf nach rechts, nach links. Oder ich werde eben beschleunigt in Fahrzeugen. In den Bogengängen sind Flüssigkeit und Sinneshaare. Wenn Sie ein Glas mit Wasser rasch herumdrehen, dann bleibt das Wasser stehen. Wenn Haare im Wasser wären, würden sie durch das stehende Wasser verbogen werden. Die Verbiegung dieser Sinneszellen zeigt Ihnen die Richtung der Drehbeschleunigung an.

KLUGE Da wir räumliche Wesen sind, brauchen wir dieses System auf zwei Ohren.

BRANDT Wir haben zwei Hirnhälften, und die linke Hirnhälfte bekommt alle Hautinformationen von rechts und die rechte von links. So kann ich zur gleichen Zeit einen Reiz an der linken Hand und einen an der rechten Hand wahrnehmen. Beim Gleichgewichtssinn ist das ein anderes Problem. Ich habe auch zwei Hirnhälften und zwei Orte im Hirn, die Gleichgewicht wahrnehmen. Aber ich habe nur eine Wahrnehmung. Die beiden Hirnhälften müssen sich miteinander unterhalten, was sie zu einer Wahrnehmung machen. Die Ingenieure, mit denen wir zusammenarbeiten im Schwindelzentrum, modellieren solche Dinge mathematisch und fragen: Warum brauche ich zwei Hirnhälften, die unabhängig voneinander Gleichgewicht wahrnehmen? Wäre es nicht besser, wenn ich ein einziges Gleichgewichtsorgan im Ohr hätte? Ich brauche zwei Hörorgane, um die Richtung einer Schallquelle wahrzunehmen. Die Richtung einer Schallquelle nehme ich wahr, weil der Schall mein näheres Ohr schneller erreicht als das weiter entfernte. So kann ich die Quelle des Schalls bestimmen. Das ist aber beim Gleichgewicht komplizierter. Wir untersuchen gerade, wie die beiden Hirnhälften ein einheitliches Gleichgewicht zustande bringen.

KLUGE Was kann alles Gleichgewicht bedeuten? Man kann den Ausdruck auch metaphorisch verstehen und sagen: Ich bin im Gleichgewicht mit mir.



„Gleichgewicht auf wildgewordenem Pferd“, erzeugt mit virtueller Kamera. Nach Goyas Radierung „El caballo raptor“ (links unten).

BRANDT Das Gleichgewicht hat den Aspekt der Wahrnehmung. In der Welt brauche ich die Wahrnehmung von oben, unten, rechts und links. Wenn ich die nicht hätte, könnte ich im Hirn die Vorstellung meiner Welt nicht kontinuierlich anpassen an meine Fortbewegung in der Welt. Wenn ich jetzt aufstehe und in diese Richtung gehe, sehe ich mit den Augen, dass ich mich dieser Tür nähere. In meiner inneren Vorstellung entferne ich mich aber von dem Stuhl, auf dem ich sitze, weil ich ein inneres Modell meiner Umwelt in mir trage.

KLUGE Sie nennen nicht nur den Gelben Kaiser, sondern auch den Kaiser Vespasian in der römischen Antike. Der ist nicht

irritiert, weil er auf einer Höhe steht, sondern weil er erhöht wird durch die Reden der anderen. Er ist Kaiser geworden, und jetzt fangen die Leute in seiner Umgebung an zu lobhudein. Da wird ihm schwindelig, sagt er.

BRANDT Uns überraschte, dass es diese Doppelbedeutung des Wortes Schwindel schon in der Antike gab, während die Doppelbedeutung, die wir im Deutschen haben, Schwindel als Täuschung oder Lüge, es in anderen Kulturen nicht gibt.

KLUGE „Fear of heights“ wäre der englische Ausdruck. Wir haben zwei Unterscheidungen. Was sind die?

BRANDT Wir sprechen vom Höhenschwindel, den mancher mehr oder weniger hat. Die Höhenangst kommt nahe an das, was in den Bereich der Psychiatrie geht, die Akrophobie. Dabei meide ich viele Höhenreize und kann mein Leben nicht mehr so einrichten, wie ich das mit meinen Freunden gerne täte. Wir haben eine repräsentative Umfrage durchgeführt an über 3000 Leuten: Was ist eine Krankheit und muss behandelt werden? Was ist eine gewisse Schwäche, die einen von manchem abhält, aber nicht zum Arzt bringt? Dieses Defizit haben wir Höhenintoleranz genannt. Knapp dreißig Prozent der Bevölkerung gibt an, eine Höhenintoleranz zu haben, also ein unangenehmes Gefühl, in die Tiefe zu schauen von Türmen, vom Riesenrad und in anderen Situationen.

KLUGE Wo mag das ursprünglich herkommen? Es gibt eine Ideallandschaft, als die 18.000 Vorfahren von uns in Ostafrika kleine Stämme bildeten. Da gab es eine Savanne. Das ist möglicherweise das Bild des Paradieses.

BRANDT Es ist nicht untersucht worden, ob zum Beispiel Eskimos unter Höhenschwindel leiden. In Afrika klettert man zumindest auf Bäume, da sollte der Höhenreiz schon vorhanden sein. Aber es gibt die Geschichte von den Indianern in den USA, die mit ungeheurer Leichtigkeit über die Konstruktionen von Wolkenkratzern klettern. Es gibt aber keine genetische Befreiung von der Höhenangst.

KLUGE Johann Wolfgang von Goethe beschreibt seine Turmbesteigung in Straßburg.

BRANDT Er konnte es kaum ertragen; auf seine Weise hat er die Verhaltenstherapie vorweggenommen. Um die Höhenangst zu überwinden, ist er täglich auf das Straßburger Münster gestiegen, sogar noch eine Stufe höher bis zum Glockenturm. Er wollte sich dem stärksten Reiz aussetzen und möglichst lange dort stehen. Das bezeichnet man in der Verhaltenstherapie als Flooding: Ich setze mich dem stärksten Reiz möglichst lange aus und lerne, dass nichts passiert. Je häufiger ich das erlebe, desto geringer wird die Angst.

KLUGE Ein bisschen Einbildung mag dabei sein, denn beim nächsten Objekt, wenn es nicht der Straßburger Dom ist, an dem er geübt hat, wird die Akrophobie wiederkommen.

BRANDT Das ist gut möglich. Man spricht dann von einem Transfer von Behandlungsergebnissen. Wenn man die Flugangst überwunden hat, kann die Höhenangst immer noch bleiben. Es ist nicht so, dass man durch die Therapie einer einzigen Phobie alle Phobien los ist.

KLUGE Wie sieht der Arzt die Schwindelattacke? Augen und Kopfbewegungen sind reduziert und der Gang auch: kurze Schritte. Mancher Oberschenkelhalsbruch entsteht so.

BRANDT Wir sind Neurologen und Sinnesphysiologen. Unser Einstieg in dieses Thema war: Wie verhält sich ein Mensch, der anfällig ist gegenüber Höhenschwindel? Wohin schaut er? Wie reguliert er seinen Stand und seinen Gang? Wir haben mit einer speziell entwickelten Kopfkamera, die augenbewegungsgesteuert war, beobachtet, wie jemand, der anfällig für Höhenschwindel ist und auf einem Fluchtbalkon in 20 Metern Höhe steht, seine Umwelt exploriert. Dabei kam heraus, dass es ein ziemlich einheitliches Verhalten der Anfälligen gab, den Horizont anzuschauen. Die Entfernung ist nicht der Reiz. Die Tiefe ist der Reiz.

Das Klippenvermeidungsverhalten zeigt, wie archaisch die Angst vor dem Stürzen bei uns genetisch verankert ist.

KLUGE Sie sichern sich ab, indem sie auf den Horizont blicken und damit ein Stück Wahrnehmung ausschließen.

BRANDT Sie vermeiden den Blick in die Tiefe. Bei allen Menschen, die zu bestimmten Phobien neigen, Spinnenphobie oder auch sozialen Phobien, hat man festgestellt, dass sie schnell den Reiz erkennen, einen kurzen Blick dorthin werfen, aber dann wegschauen.

KLUGE Sie verleugnen das, was so viel Gefahr bringt.

BRANDT Das ist bei einer Spinnen- oder Schlangenphobie nicht gut. Ich möchte doch wissen, ob die Schlange sich auf mich zubewegt. Aber Untersuchungen haben gezeigt, dass Personen, die eine Schlangenphobie haben, übersensibel sind im Entdecken von Schlangen auf Bildern – dann schauen sie sofort weg. Das muss beim Höhenschwindel noch untersucht werden. Aber nach den Befunden, die wir haben, ist es so, dass der Blick in die Tiefe vermieden wird. Jetzt kommt hinzu, dass der Blick quasi eingefroren wird auf den Horizont.

KLUGE Sie könnten durch diesen Mechanismus aber verunglücken, hinfallen, ein Hindernis nicht sehen.

BRANDT Beim Stehen geht das. Die Nackenmuskulatur, die Standmuskulatur versteift sich, alle Muskeln werden angespannt. Das hat uns zu diesem gewagten Schluss gebracht, dass das möglicherweise ein archaisches oder atavistisches motorisches Muster ist, das der Schreckstarre, dem Totstellreflex, entspricht.

KLUGE Sie schreiben auch, dass Babys im Mutterleib den schon haben.

BRANDT Wenn ein Baby geboren wird, ist es die beste Reaktion, die es auf den Stress der Geburt haben kann, wenn es sich nicht gegen die Geburt wehrt, sondern in eine Schreckstar-

re geht. Stellen Sie sich vor, wie ein Baby bei einer Geburt kämpfen würde. Der Totstellreflex kann lebensrettend sein, weil die meisten aggressiven Tiere, die Beute suchen, bewegungsstimuliert sind. Viele von denen vermeiden es, eine unbewegliche Beute anzurühren, vielleicht weil sie annehmen, dass alles, was sich nicht bewegt, schlecht verdaulich ist. Insofern ist der Totstellreflex in der Natur, der von den Insekten über alle Tierarten bis zum Menschen geht, möglicherweise eine Art, eine gefährliche Situation zu überstehen. Es gibt drei Reaktionen, wenn ich in eine gefährliche Situation komme als Individuum: Ich kann fliehen, dann muss ich behände sein. Ich kann den Kampf aufnehmen, dann muss ich gleichwertig sein, oder ich kann mich totstellen, dann lässt der Gegner von mir ab.

KLUGE Wenn Kinder zum Beispiel ihre Hände vor die Augen legen und sagen: „Ich bin gar nicht da“, wäre das die weltliche Form eines ursprünglichen Instinkts, der in uns eingebaut ist. Es gibt verwirrende Winde im Nacken in einem chinesischen Text.

BRANDT Die chinesische Literatur ist für uns schwierig zu verstehen. Die Chinesen haben nicht die Höhe als optischen Reiz erkannt, sondern sie haben alles auf ihre traditionelle Lehre bezogen. Da war die Essenz Qi das Entscheidende. Und die Erklärung für den Höhenschwindel auf dem Wachturm war die, dass durch die zunehmende Höhe das Qi immer kälter wird und es deswegen eine Störung zwischen optischer Wahrnehmung und dem Gehirn gibt. Dann dringen noch Winde in den Nacken ein.

KLUGE Ein Mann in der Antike beschreibt seine überwältigende Angst, in einen Graben hineinzustürzen. Wenn er aber unten im Graben geht, macht ihm das alles nichts aus.

BRANDT Das ist im „Corpus Hippocraticum“ festgehalten, 500 Jahre vor Christus. Das erscheint uns heute naiv, ist aber eine Basisbeobachtung, die auch zeigt, wie irrational unsere Angst ist. Wenn ich am Rand des Grabens gehe, beschreibt er, habe ich eine unglaubliche Furcht, hineinzustürzen. Gehe ich im Graben selbst, fühle ich mich wohl. Es ist eine aus heutiger Sicht naive Beobachtung, aber so muss es anfangen.

KLUGE In der Mythologie findet sich auch der Sachverhalt, dass Rebhühner flach fliegen und flach brüten. Ist das wahr?

BRANDT Wir haben in der römischen Mythologie geschaut und fanden diese Geschichte. Dädalus war ein Handwerker und Erfinder in Athen. Er nahm seinen Neffen Perdix (*perdix* ist die lateinische Übersetzung für Rebhuhn) zu sich in die Lehre. Dieser Perdix war so clever, dass er zwei Erfindungen machte, nämlich die Säge und den Zirkel. Darüber war sein Lehrer Dädalus so eifersüchtig, dass er ihn von der Akropolis stürzen wollte. Da verwandelte ihn im letzten Moment, als er von der Akropolis stürzte, Pallas Athene in ein Rebhuhn. So konnte er von der Akropolis langsam auf den Boden gleiten. In der römischen Mythologie steht, dass das der Grund sei, warum die Rebhühner heute, obwohl sie kräftige Vögel sind, immer noch flach fliegen, flach brüten und Höhenangst haben.

KLUGE Was ist das Klippenmeideverhalten?

BRANDT Das ist ein Phänomen, das es in der Tierwelt gibt und auch bei uns Menschen; man vermeidet visuelle Klippen. Wenn man ein Baby auf einem Tisch krabbeln lässt und die Holzplatte sich verändert zu einer Glasplatte und man sieht in die Tiefe, dann vermeiden Babys, die diese Erfahrung noch nie hatten, genetisch diese Klippe. Das gibt es bei vielen Tieren und wird Klippenvermeidungsverhalten genannt. Das zeigt, wie archaisch diese Angst vor dem Stürzen bei uns genetisch verankert ist.

KLUGE Die Evolution ist nicht auf den Gebirgsgipfeln entwickelt worden. Wir sind Prärieläufer, vielleicht noch Höhlentiere.

BRANDT Mir war seit einigen Jahren aufgefallen, dass mein Hund, wenn er in Gebäuden war, in denen die Stockwerke ähnlich aussahen, nicht in der Lage war, das richtige Stockwerk zu finden, aber auf dem Stockwerk immer die richtige Tür fand. Wir haben das untersucht mit mehreren Hunden und haben tatsächlich herausgefunden, dass es einen Unterschied gibt zwischen der horizontalen und der vertikalen Navigation. Die Honigbiene und der Fisch müssen sich im dreidimensionalen Raum gleichwertig bewegen. Aber wir als erdbasierte Wesen sind spezialisiert auf die horizontale Raumorientierung und Navigation.

KLUGE Beschreiben Sie das Laufen. Wie geschieht das?

BRANDT Es dauert lange, bis ein Kleinkind laufen lernt. Kleine Kinder gehen zunächst nicht, sondern sie laufen. Dieses Laufmuster ist angeboren durch bestimmte Rückenmarksmuster. Sie können querschnittsgelähmte Patienten an einem Gerät aufhängen über einem Laufband. Dann laufen die Beine trotz der Querschnittslähmung automatisch weiter. Das Rückenmark besitzt erlernte Muster zum Laufen. Darüber sind Zentren im Hirn, die zuständig sind für den Start des Laufens, für die Geschwindigkeit, für den Stopp des Laufens. Wenn Sie langsam laufen, kontrollieren Sie jeden Schritt über ihre Sinnesorgane. Wenn Sie langsam über Eis gehen, merken Sie, wo ihre Füße stehen. Aber sobald Sie einen 100-Meter-Lauf machen, laufen Sie mit dem Rückenmark und dem angestellten Kleinhirn. Da findet keine Kontrolle mehr statt. Die Kontrolle des Laufens durch Sinnessysteme findet nur beim langsamen Gehen statt. Das Laufen selbst ist etwas, was Sie über viele Jahre gelernt und als Programm verinnerlicht haben. Es gibt diese schlimmen Beobachtungen, dass Hühner, denen beim Schlachten der Kopf abgeschlagen wird, sogar fliegen können ohne Kontrolle.

KLUGE Vertigo heißt Schwindel, Drehung. Das kommt von dem lateinischen Verb *vertere*. Was heißt Caligo?

BRANDT Caligo ist der Ausdruck, der für den Höhengschwindel in der römischen Antike verwendet wurde. Da taucht Vertigo nicht auf. Aber beim Höhengschwindel findet kein Drehschwindel statt. Es ist eher eine Verunsicherung. Wir hatten am Anfang über die Raumorientierung gesprochen, wenn man den Überblick verliert: Wo bin ich und wie ste-

he ich in der Umwelt? Erasmus Darwin, der Großvater von Charles Darwin, war im späten 18. Jahrhundert der Erste, der beim Höhengschwindel gesagt hat: Das muss etwas zu tun haben mit der Sinneswahrnehmung. Dann kamen ein oder zwei Jahrhunderte, in denen man nur behauptete, dass der Höhengschwindel ein rein psychisches Phänomen sei. Dann kam die Definition *Akrophobie*, zunächst publiziert von dem italienischen Arzt Andrea Verga in einem wissenschaftlichen Aufsatz im späten 19. Jahrhundert. Der hat sich selbst beschrieben und nannte es Akrophobie. Freud nannte es zur gleichen Zeit eine Angstneurose. Die frühzeitige Abstempelung als eine psychische Erkrankung verhinderte die Untersuchung der neurophysiologischen Vorgänge, wie die Sinnessysteme die Motorik beeinflussen. Das war ein Hauptgrund für uns, auch als ausgebildete Neurologen und Sinnesphysiologen, das Phänomen unpsychiatrisch wieder aufzugreifen.

Gleichgewichtler / Homo compensator

Tugend des bürgerlichen Menschen, der nach 1600 die Macht ergreift. Nicht Verstand, Wunsch, Interesse, also Einzelheit und Teilkraft, sondern das Ohr, die Musik (die mit Monteverdi 1607 ihren Siegeszug antritt) sind die Organe des Gleichgewichts. Dies, die *Balance*, ist die bürgerliche Tugend.

Aufrechter Gang, Gleichgewicht, Sich-Trennen-Können, Nach-Hause-Kommen

In einigen Texten werden neben der Erfindung der Feingriffe, der Eigenschaft des Auges, aus etwa 1,70 Metern Höhe Horizont wahrzunehmen, die Entwicklung der Sprache sowie die Entfaltung des Hirns als Organ eines Mangelmutanten als das Spezifisch-Menschliche bezeichnet.

Tatsächlich ist es plausibel, dass der aufrechte Gang die Hände zur Arbeit und Zeichensprache freisetzt und der Mund disponibel wird für Sprache. Man sieht aber sogleich, dass der aufrechte Gang dem ursprünglichen Aufbau des Skeletts nicht entspricht. Beim Vorwärtsschreiten würden Menschen in Richtung ihrer Nase zu Boden stürzen, wenn nicht subtile Gegenbewegungen der Muskulatur dem entgegenwirken. Ein strammstehender Soldat hat insofern kein Gleichgewicht, sondern rotiert, für die Vorgesetzten unmerklich, um einen imaginären Gleichgewichtspunkt.

In der Form, in der Märchen von der Subjektivität berichten, sind das Sich-trennen-Können vom Elternhaus und die Möglichkeit, nach Hause zurückzukehren, die Konstellation, an der sich entscheidet, ob Menschen in der Regression, zum

Beispiel als Zwerge, Froschprinzen oder Zerrgebilde ihrer selbst, verbleiben, oder ob sie erlöst werden. In diesem Zusammenhang kann man auch die einzelnen Arbeitseigenschaften der Menschen mit Märchen vergleichen. Engels hatte die These von der „Menschwerdung des Affen durch die Arbeit“ vertreten: Das Zweckmäßige, die Funktion erzwingt Veränderungen der Natur. Diese Analyse enthält gegenüber Darwins Forschungen eine stark missverständliche Verkürzung. Verständlicher wäre es, wenn man von der Beobachtung ausginge, wie ein lernendes und arbeitendes Wesen gattungsgeschichtlich und individualgeschichtlich seine Zeitansätze mit Hilfe seiner Umgebung in jedem Augenblick neu herstellt. Zeitanätze wie „Eigenzeit“, „Kinderzeit“, „lange Schwangerschaften“, „Uhrzeit“, „Geduld“, „langer Atem“, „Zeitreserve“, „Wiederholung“, „Trägheit“, „Erinnerungsvermögen“ sind Formbestimmungen, an die alle Faktoren der menschlichen Reproduktion wiederum erst anknüpfen. In der Evolutionstheorie nennt man einen Mangelmutanten dasjenige Lebewesen, das in seinem Stoffwechsel nicht autonom, sondern auf die spezifische Assoziation mit anderen angewiesen ist.

Das Tier wollte uns nicht rammen

Auf dem steilen Bergweg kommen uns zwei Reiter entgegen. Den erwachsenen Reittieren folgt ein Fohlen in einigem Abstand. Wir grüßen den Reiter und dessen Tochter und sehen zu den schönen Rössern hin, erschrecken dann, weil das Fohlen überraschend rechts von uns den steilen, grasbewachsenen Hang entlanggaloppiert, direkt am Abgrund, so dass ein einziger Fehltritt dem Tier das Gleichgewicht rauben müsste. Das Fohlen wollte uns nicht rammen.

Wir, abgelenkt von den erwachsenen Reitern, blockierten die Mitte des Weges. Das junge Tier wollte aber auch nicht den langsamen Pferden auf deren Spur folgen, sondern (aus irgendeiner Regung heraus) uns sämtlich überholen, und preschte so an der gefährlichsten Zone des Weges voran. Diese Fluchttiere haben ein von der Haut ausgehendes Ahnungsvermögen für Hindernisse und Abstürze im Umkreis. So wie andere Tiere einen Geruchsdom besitzen, in dem sie sich sicher fühlen. Ähnlich wie Menschen sich in ihr Vorstellungsvermögen hüllen und so eine Gefahr leugnen, was aber nie so hilfreich ist wie der Instinkt der Fluchttiere, die sich ihren Fluchtweg am Rande des Abgrunds bahnen.

Chronik einer Sekunde

Genau genommen war es nicht eine Sekunde. Es waren entweder mehrere davon oder ein nicht mit der Uhr messbarer Zeitraum unterhalb einer Sekunde, je nachdem, wer es misst. Es war ein Augenblick. Da es aber in der Dämmerung

geschah und weil nach einem unglückseligen Blick meines Vaters in das Licht einer Straßenlaterne die Stäbchen in seinem gealterten Auge nicht angepasst waren an das Restlicht unmittelbar vor dem Eingang seines Hauses, wo sich Steine des Bürgersteigs gelockert hatten und aus der Fläche ragten, sollte man bei dem Fehltritt, den mein Vater machte, nicht von einem Augenblick sprechen, denn seine Augen waren wie blind. Es war ein Unglück, und es war ein Moment, er hatte sich ungeschickt bewegt. Er wollte zu rasch zum sicheren Haus zurück, stolperte über die Steine und fiel hin. Das, was er als Arzt und Lebensläufer immer schon für den Gefahrenpunkt gehalten hatte, dass nämlich der Oberschenkelhalsknochen beim Aufschlag auf den Boden bricht, hatte sich jetzt ereignet, ohne dass er die Zeit, in der es geschehen war, hätte skandieren können. Später dachte er viel nach und suchte die Szene für sich zu rekonstruieren, die sein Leben wendete. Er hatte sich dem Haus im Dunkeln mit steifem Nacken und ganz kurzen Schritten genähert. Er fürchtete das Schwindelgefühl, das bei Parkinson überraschend und bei Anspannung besonders leicht eintritt. Er bewegte sich, wie schon gesagt, hastig und von Vorsicht ganz starr. Das begünstigte den Unfall.

Er hatte viele Jahre daran geübt, wie er „in einer Pirouette“ geschickt fallen könnte. Denn dass einer irgendwann einmal hinfällt, war sicher. Auch hatte er als Theaterarzt ein solches Hinfallen mit Sängerinnen und Sängern geprobt. In Puccinis *Tosca* führt die Protagonistin im dritten Akt ihrem Geliebten vor, wie er bei der vermeintlichen Scheinexekution sich hinfallen lassen soll, ohne sich zu verletzen. Er darf sich auf keinen Fall einen Knochen brechen oder verstauchen, denn sie wollen ja fliehen. Im Fallen gilt es dann, einen Halbkreis zu beschreiben und so mit dem Gesäß und nicht mit dem Oberschenkel aufzuprallen. Nichts von dieser Expertise war für meinen Vater in der entscheidenden Sekunde anwendbar. Eine solche Sekunde von Unglückszeit explodiert. In ihr stecken die folgenden zwei Jahre, die mein Vater noch lebte. Die Beine waren nie wieder verwendbar wie in früheren Zeiten. Nie wieder harkte er den Garten wie noch wenige Stunden vor dem Unfall. Mit dem Knochen war auch ein Stück Selbstbewusstsein dahin. In solcher Sekunde implodiert eine lange Vorzeit: die imperfekte Bastelei der menschlichen Evolution, die den Schwachpunkt „Oberschenkelhals“ erzeugt hat.

Alexander Kluge, 1932 in Halberstadt geboren, lebt als Schriftsteller und Filmemacher in München. Für sein Werk wurde er mit zahlreichen Film- und Literaturpreisen ausgezeichnet, darunter dem Georg-Büchner-Preis, dem Kleist-Preis und dem Goldenen Löwen der Filmfestspiele Venedig. Zuletzt erschienen sein in Zusammenarbeit mit Anselm Kiefer verfasstes Buch *Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben* (Suhrkamp, 2024) sowie *Aus dem Bauhaus der Natur – Die Republik der Tiere in uns* (Wallstein, 2025) und *Sand und Zeit* (Suhrkamp, 2025).

Was ich dir nicht gesagt habe

Der Siegertext des FM4-Kurzgeschichtenwettbewerbs „Wortlaut“

VON NICOLE VIDAL

Unsere Hochzeit war laut auf die Weise, die Nachbarn stört, deshalb hatten wir sie alle eingeladen. Ein Zelt im Garten deiner Mutter, ein großes Zelt im großen Garten, hundertdreißig Gäste, Kleinkinder nicht mitgezählt, alle unsere Freunde und einige Verwandte, die Nachbarn und ein DJ, den ich mit einer langen Playlist ausgestattet hatte. Neulich, als ich mir – ein letztes Mal – die Fotos angesehen habe, dachte ich: Das war ein gelungenes Fest.

Das mit den Anrufen fing fünf Monate vor unserer Hochzeit an, und ich erinnere mich genau an den ersten. Ich erwachte kurz nach halb eins, während du so tief schliefst, dass du die sich wiederholende fünfteilige Tonfolge nicht hörtest. Ich stand nicht sofort auf, denn ich dachte, dass sich jemand verwählt haben musste. Spätestens nach dem dritten Klingeln, wenn der Anrufbeantworter anspringen und deine Ansage abgespielt würde, wäre dem Anrufer klar, dass er sich verwählt hatte. Aber es klingelte nach einer kurzen Unterbrechung erneut.

Das Telefon stand auf der Bauernkommode, die ich im Sommer während meines Urlaubs abgebeizt und geölt hatte. Sie erinnerte mich an die heißen Tage, die ich in der Garage verbracht hatte, der Kühle atmende Beton um mich, die Chemikalien, mit denen man sich in Sekundenschnelle verätzen konnte, in meinem Kopf nur Wut, kein Termindruck und nur das eine Ziel, dieses Möbelstück herzurichten. Nun stand sie an der Wand gegenüber der Balkontür, ein schöner Ort, wo das Holz in der Nachmittagssonne einen goldenen Glanz annahm.

Nachts hingegen war sie bloß ein grauer Gegenstand, der sich schemenhaft von der Wand abhob, ich glaube, in jener Nacht habe ich sie zum ersten Mal im Dunkeln gesehen. Wir hatten ein schon damals veraltetes Telefon mit Hörer und Kabel, und als ich abnahm, meldete ich mich nicht mit meinem Namen, sondern mit einem „Hallo“, denn noch immer ging ich davon aus, dass der Anruf weder dir noch mir galt.

„Ich will Markus sprechen“, sagte eine Männerstimme. Ich fühlte mich durch diesen Befehl ohne jedwede Entschuldigung für die nächtliche Störung sofort angegriffen, obwohl die Stimme nicht resolut klang – Inhalt und Ton passten nicht zusammen. Mein Puls pochte in den Ohren.

„Wer ist denn da?“

„Ich will Markus sprechen, ja?“ Das nachgeschobene Ja wie ein Schubsen.



FOTO: PRIVAT

Nicole Vidal

„Moment“, sagte ich und legte den Hörer neben das Telefon, denn obwohl ich seine Stimme noch nie gehört hatte, ahnte ich, wer der Anrufer war.

Es war immer schwierig, dich zu wecken: Morgens um halb sieben, wenn wir aufstehen mussten, um zur Arbeit zu fahren, erst recht mitten in der Nacht. Ich berührte dich vorsichtig an der Schulter. „Ich glaube, dein Bruder ist am Telefon.“ Als hätte das Wort „Bruder“ einen elektrischen Stoß in dein Hirn geschickt, bist du aufgeschreckt und sofort ins Wohnzimmer geeilt.

Du hattest die Türen offen stehen lassen, und während der ersten Minuten hatte ich versucht, etwas zu hören, aber du hast kaum gesprochen, nur ein gelegentliches leises Murmeln klang durch den Flur, also schloss ich die Schlafzimmertür und schlief weiter.

Als ich gegen fünf Uhr wach wurde und du nicht neben mir lagst, stand ich auf, um nach dir zu sehen – und da saß

du, im Dunkeln auf dem Fußboden, mit dem Rücken an die Kommode gelehnt, eingewickelt in die dunkelrote Wolldecke, die immer auf dem Sofa lag. Ich stand im Türrahmen und gab dir ein Zeichen aufzulegen, aber du sahst mich nur müde an und schütteltest langsam den Kopf.

Eine Stunde später hast du dir in der Küche Frühstück gemacht. Du hast immer Kellogg's Smacks mit reichlich Kakao-pulver und warmer Kuhmilch gegessen, jeden Morgen dasselbe, und das hat mich etwas angeekelt, denn ich kann den Geruch warmer Kuhmilch kaum aushalten und auch nicht das Geräusch der Smacks, wenn sie sich mit Flüssigkeit vollsaugen – ein leises Quellen und Knistern.

„Was war denn los?“, habe ich dich gefragt.

„Ich möchte nicht drüber reden“, hast du geantwortet, „nicht jetzt.“

Wir fuhren dann gemeinsam zur Arbeit, ich setzte dich, wie jeden Morgen, bei deiner Firma ab und fuhr weiter in meine Praxis. Im Gegensatz zu mir hattest du geregelte Arbeitszeiten, deshalb fuhrst du fast täglich mit dem Zug um 16:48 Uhr zurück. Manchmal, wenn ich um diese Zeit gerade etwas an der Anmeldung zu tun hatte und mein Blick auf die große Wanduhr fiel, dachte ich: „Gleich fährt seine Bahn“ oder „Jetzt sitzt er schon im Zug.“

Ich fuhr erst zurück, wenn alle gegangen waren. Und diese eine Stunde, die ich dann täglich allein im Auto verbrachte, wurde in jener Zeit immer mehr zum Highlight, und vielleicht hätte mir das zu denken geben sollen. Aber das tat es nicht, ich stieg einfach ein und drehte meine Musik auf und gab mich ihr hin, wie ich es schon immer gemacht habe, wenn ich mit mir allein war und nichts anderes wollte.

Du hast mir auch während des Abendessens nichts über das nächtliche Telefonat erzählt und erst als du danach zur Kommode gingst, um zu prüfen, dass der Anrufbeantworter ausgeschaltet war, stand es wieder zwischen uns, denn ich habe dich dabei beobachtet und du hast es gemerkt.

„Meinem Bruder geht es ziemlich schlecht, kann sein, dass er nochmal anruft“, hast du gesagt.

Auch in der zweiten Nacht hast du das Telefon nicht gehört, aber diesmal stand ich nicht auf, sondern rüttelte an dir, bis du wach warst. Erst später, als ich dich schluchzen hörte, ging ich ins Wohnzimmer, um nach dir zu sehen. Da saß du, wieder in die Wolldecke gehüllt, dein Oberkörper nach vorn gekrümmt, bebende Schultern. Ich setzte mich neben dich auf den Boden und wollte dir den Arm um die Schultern legen, aber du hast meine Berührung abgewehrt und so stand ich wieder auf und ging zurück ins Bett.

Am nächsten Morgen hast du mir gesagt, dass du nicht arbeiten könntest; zwei Nächte in Folge ohne nennenswerten Schlaf, du fühltest dich erschöpft und übermüdet und müsstest dich einen Tag krankmelden.

Zwei Stunden musikalische Hingabe für mich.

Mein Leben. Dein Leben.

Dein Bruder. Dein Bruder.

Auch am nächsten Tag konntest du nicht arbeiten. Da es ein Freitag war, beschloss ich, die Nacht in der Stadt mit Mareike zu verbringen, zu tanzen, zu trinken. Als wir im Morgengrauen den Club verließen, Arm in Arm und gut gelaunt, dachte ich an deine zusammengekauerte Gestalt, die gerade auf dem Fußboden vor der Kommode sitzen würde. Ich erzählte Mareike davon. Sie konnte nicht begreifen, dass ich nichts wusste, und hörte während des ganzen Weges zurück zu ihrer Wohnung nicht auf, mir Fragen zu stellen, auf die ich keine Antworten hatte.

Als ich gegen Mittag nach Hause kam, fand ich vor der Kommode die zurückgelassene Decke und eine geleerte Flasche Rotwein, du lagst im Schlafzimmer in einem komatösen Schlaf. Später am Tag, du schiefst noch immer, ging ich ins Fitnessstudio und von dort auf ein Konzert. Du hattest die beiden Karten in der Küche auf die Anrichte gelegt und auf einen Zettel geschrieben, dass du keine Lust auf das Konzert hättest und zu Hause bleiben würdest.

Als ich gegen Mitternacht zurückkam, warst du schon wieder am Telefon. Neben einer Weinflasche lag eine aufgerissene 300-Gramm-Milka-Mandel-Karamell-Packung. Ich blieb im Türrahmen stehen und hob meine Hand zu einem stummen Gruß, du nicktest mir zu. Während ich mir die Zähne putzte, stellte ich mir vor, wie es in einem Magen aussieht, mit einem Viertelf kilo Schokolade und einem Dreiviertelliter Rotwein drin. Wie der Teig eines Rotweinschokorührkuchens, beschloss ich.

Diese eine Stunde, die ich täglich allein im Auto verbrachte, wurde in jener Zeit immer mehr zum Highlight.

Weshalb er immer nachts anrief – ich habe dich nie gefragt. Ich ahnte, dass es etwas mit seinem Leben zu tun hatte, er war zu diesem Zeitpunkt in Rumänien, niemand wusste genau wo, und er hätte es auch nicht gesagt, denn er fühlte sich verfolgt von euch, von dir und deiner Schwester, die wenige Monate später meine Schwägerin wurde, und von deiner Mutter, die ihm monatlich tausend Euro überwies, „wegen ihres schlechten Gewissens“, wie du mir erklärtest.

Die Telefonate gingen noch mehrere Nächte weiter, eine lange Anklage, von der du mir mittlerweile einiges, nicht alles erzählt hattest. Du und deine Schwester, ihr hättet ihn alleingelassen, seid damals einfach ausgezogen, zu einem Zeitpunkt, als es schlimmer zwischen euren Eltern wurde, als der Vater immer seltener nach Hause kam und die Mutter sich am frühen Abend zurückzog, um sich in der Intimität ihres Schlafzimmers mit Sherry in den Schlaf zu trinken. Er, ganz allein im großen Haus, niemand für ihn da, das sei der Punkt gewesen,

an dem es mit ihm bergab gegangen sei, und nichts hättest du unternommen, um ihm zu helfen. Eure Schwester traf eine geringere Schuld, denn sie war die Älteste und gleich zu Beginn ihres Studiums schwanger geworden, nein, sie konnte nicht bleiben. Aber du, du hättest die Wahl gehabt, hättest in Frankfurt auch dann studieren können, wenn du nicht ausgezogen, sondern bei ihm geblieben wärest, um ihn zu beschützen.

Es brachte nichts, dich daran zu erinnern, dass du mir eine andere Version erzählt hättest, nichts, darauf hinzuweisen, dass das Ganze zwölf Jahre zurücklag.

„Kann sein“, sagtest du, „aber für ihn ist es aktuell, er fühlt das so, es ist seine Realität.“

Nach nicht einmal zwei Wochen hättest du dich vollständig schuldig bekannt, gesagt: „Es tut mir alles so leid“, geweint und wieder geweint und ihn gefragt: „Was soll ich machen? Wie kann ich dir jetzt helfen?“

Ich vermute, er hat dir darauf nichts Schlüssiges geantwortet; es ging hauptsächlich darum, dass du dich schuldig bekennst, so viel glaubte ich zu verstehen.

In den folgenden Wochen wurden die Anrufe seltener, hörten aber nicht auf. Einmal ertappte ich mich dabei, wie ich dachte, dass die regelmäßigen Anrufe berechenbarer gewesen waren als der neue Zustand, denn nie wusste ich, ob uns eine störungsfreie Nacht bevorstand oder ob irgendwann zwischen Mitternacht und Morgengrauen das Telefon klingeln würde.

Du warst jetzt ein Verurteilter. Ein Verurteilter im Pyjama, den ein erratischer Wärter des Nachts aus seiner Zelle zerzte, um ihn ein bisschen zu quälen. Ein paarmal meldete ich dich krank, weil ich dich morgens delirios auf dem Sofa vorfand, der ganze Raum ein Gestank, und als du eines Nachts eine halbe Flasche Whiskey getrunken hättest, weil die Weinvorrate aufgebraucht waren, konnte ich es nicht mehr aushalten.

„So geht das nicht weiter“, habe ich dich angeschrien, „du machst dich hier kaputt! Es geht nicht, dass du dich krankmeldest, es geht nicht, dass wir nicht mehr ungestört schlafen können, es geht nicht, dass du dir jede Nacht die Kante gibst!“

Du bist ganz ruhig geblieben und hast gesagt: „Du hast recht. Ich rede mit ihm.“

Als du mir am folgenden Morgen sagtest: „Ich habe ihn überzeugen können. Er kommt zurück“, bin ich blass geworden, das habe ich gespürt. Du hast es nicht gesehen oder ignoriert, aber ich weiß es genau.

Eine ungewollte Angst lag in meiner Stimme, als ich fragte: „Das bedeutet?“

„Dass er zurück nach Deutschland kommt, nach Mainz, da finden wir am ehesten eine Wohnung für ihn.“

Wir, das war am Ende eure Mutter, denn die verkehrte in solventen Kreisen, in denen es Immobilienbesitzer gab, die ihren Bekannten solche kleinen Gefallen tun konnten. Immerhin: Mainz war gute fünfhundert Kilometer entfernt.

Ein Umzug musste nicht organisiert werden, denn er besaß nichts. „Sogar seine Gitarre hat er nicht mehr“, hast du gesagt, bedauernd.

Er hatte sich für so talentiert gehalten, dass er nach dem Abitur nicht einmal versucht hatte, an der Musikhochschule aufgenommen zu werden. Er würde auch so reüssieren. Zwei Nachwuchspreise hatte er gewonnen, mit selbst komponierten Songs, du hast sie mir mal vorgespielt, und wirklich, sie waren richtig gut. Musik, die originell und dennoch eingängig war, Texte, die klangen wie Poesie. Aber zum Stand-up-Star hatte es trotzdem nicht gereicht.

Ein Super-Gitarist ohne Gitarre, habe ich gedacht und mir vorgestellt, wie er sie zertrümmert hatte, um sich an einem kleinen Feuer die klammen Hände zu wärmen, da unten, in Rumänien, dem idealen Auswanderland.

„Ziemlich warm hast du's hier“, sagte ich. „Arschloch“, sagte er. Mehr Dialog haben wir nie zustande gebracht.“

Deine Schwester hat ihn am Bahnhof in Empfang genommen, und sie war es auch, die Möbel, Geschirr und Bettwäsche organisiert hatte. Sie hatte ihm auch ein Pre-Paid-Handy gekauft, doch das hatte er abgelehnt, denn er wollte vermeiden, dass ihr ihn „jederzeit orten“ konntet.

Wenige Tage nach seiner Ankunft rief er an, ausnahmsweise am Nachmittag. Ich ging schon seit längerem nicht mehr ans Telefon und saß an unserem Esstisch, der, wie ich gleich erfahren würde, nicht mehr unser Tisch war und es eigentlich auch nie gewesen war.

„Ja, klar weiß ich das“, sagtest du in den Hörer, während du vor der Kommode standest, das Telefonkabel innerhalb kürzester Zeit mehrfach um deine Hand gewickelt. „Kein Problem, wir organisieren das.“ Diese Mischung aus Furcht und Verständnis in deiner Stimme, die ich vor Beginn der Anrufe nicht gekannt hatte.

Der Tisch gehöre deinem Bruder und der wolle ihn nun wiederhaben, hast du mir erklärt. Ich lachte kurz auf: „Und dafür mieten wir jetzt einen Transporter und fahren schlappe tausend Kilometer durch die Republik, oder was?“ Aber schon während ich es sagte, ahnte ich, dass du einfach nur bejahen würdest.

Es war ein älterer Tisch aus Kiefernholz, schlichtes Modell, mit einer Schublade an einer Seite, die wir nie benutzt hatten. Nichts an diesem Tisch war besonders und sein Zustand war lamentabel, denn unser Raclette-Gerät war darauf durchgeschmort und nun befand sich in der Mitte eine viereckige Brandverfärbung. Ich schlug dir vor, ihm hundertfünfzig Euro zu geben, dafür würde er mindestens ein ebenbürtiges Modell bei Ebay-Kleinanzeigen bekommen, aber du wolltest davon nichts wissen. Also mieteten wir einen Kleintransporter und fuhren den Tisch nach Mainz.

Es war Anfang Mai, ein ungewöhnlich warmer Tag. Die Wohnung befand sich am Rande der Altstadt, ruhige Lage, Seitenstraße mit Baumbestand, Blick auf einen gepflegten kleinen Platz mit Spielgeräten und Bänken. Deine Mutter hatte wirklich gute Kontakte.

Wir hoben den Tisch aus dem Transporter und du sagtest: „Klingel bei Samsa!“ Auf meinen fragenden Blick antwortetest du: „Er will nicht, dass sein richtiger Name auf dem Klingelschild steht.“

Samsa, wie originell, dachte ich.

Im zweiten Stock angekommen, stand dein Bruder bereits in der Tür. Er war noch dünner als du, etwas kleiner, wirkte gute zehn Jahre älter, als er war, trug ein verschlissenes T-Shirt undefinierbarer Farbe und eine viel zu weite Jogginghose, die er mit einem Ledergürtel in der Taille fixiert hatte. Als wir uns mit dem Tisch an ihm vorbeischieben, sah ich, dass er einen seiner Brillenbügel mit grauem Gewebefaden am Gestell befestigt hatte. Sein Haar musste er kurz zuvor geschoren haben, mit seinem feinen Flaum auf dem Kopf erinnerte er mich an Patienten kurz nach der Chemotherapie, wenn ihre Körper wieder mit dem normalen Funktionieren rangen.

In der Wohnung war es heiß und stickig, ein säuerlicher Geruch ungelüfteter Räume, der nicht zu der angenehmen Leere passte. Nachdem wir den Tisch abgestellt hatten, berührte ich einen der Heizkörper, kurz nur, denn reflexartig zog sich meine Hand zurück von dem heißen Metall.

„Ziemlich warm hast du's hier“, sagte ich.

„Arschloch“, sagte er.

Mehr Dialog haben wir nie zustande gebracht.

Ich drehte mich um und ging zurück zum Transporter, du bliebst noch einige Minuten bei ihm, dann fuhren wir nach Hause. Während der Fahrt wolltest du mir von ihm erzählen, aber ich wollte nichts hören.

In den folgenden Wochen hast du so viel mit deiner Schwester und deiner Mutter telefoniert wie nie zuvor. Etwas musste für ihn organisiert werden, aber zu viel durfte es nicht sein, denn ihr befürchteten, dass er dann wieder seine Sachen packen und verschwinden würde. Er lehnte einen Termin beim Internisten ab, obwohl er dir von seinen ständigen Magenschmerzen berichtet hatte, wollte mit keinem Psychotherapeuten reden, erst recht nicht mit einem Psychiater, bloß einen Zahnarzt wollte er. Den bekam er.

Die Vorbereitungen für unsere Hochzeit waren zu diesem Zeitpunkt bereits in vollem Gange, das Zelt bestellt, Cateringservice und Florist beauftragt, die Einladungen seit Monaten verschickt – keine an deinen Bruder; das meiste war vor den Anrufen und vor seiner Rückkehr geschehen. Seit Wochen fragte ich mich, wann du auf das Thema zu sprechen kommen würdest. Ich wollte ihn nicht einladen, denn ich fand ihn unzumutbar und befürchtete Szenen, deshalb beschloss ich, seine Beleidigung zum Anlass für meine Weigerung zu nehmen. Aber das Gespräch sollte niemals stattfinden.

Felix Philipp Ingold

Der russische Aphorismus



Geschichte, Themen, Texte

Die Monographie von Felix Philipp Ingold zur russischen Aphoristik, ergänzt durch einen umfangreichen Textanhang, ist die erste Publikation dieser Art in deutscher Sprache. Sie bietet eine detaillierte Übersicht zur geschichtlichen Entfaltung und theoretischen Begründung der Aphoristik in Russland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Schwerpunkte der Darstellung und der Dokumentation sind die Aphoristiker der russischen Romantik, der «Slawophilie» und des «Westlertums», des Modernismus, der Revolution sowie des russischen Exils, gefolgt von einer Gesamtschau der sowjetischen und postsowjetischen Aphoristik sowie von Einzelportraits führender Autoren und der Präsentation zentraler aphoristischer Themenbereiche.

WWW.EDITION VIRGINES.DE

ISBN 978-3-910246-45-4 576 S. 30,00 €

Der Juni war kühl und regnerisch und ich hatte viel zu tun; die Leute hatten Schnupfen oder waren heiser und beschwerten sich die ganze Zeit über den miesen Sommer. Ich schrieb ihnen Krankmeldungen, empfahl Ruhe und Ibuprofen und dachte, dass sie sich nach einer Woche Sonne über die Hitze beklagen und mit Schwindelanfällen und Sonnenstichen im Wartezimmer sitzen würden. Es war in dieser Zeit, als ich anfang mich zu fragen, weshalb wir eigentlich beschlossen hatten zu heiraten. Ich dachte: Man sagt an diesem Tag der Trauung „Ja“ zum anderen, man heiratet, weil man etwas miteinander vorhat. Aber ich hatte nichts Bestimmtes mit dir vor, nicht einmal Wünsche hatte ich. Du wolltest Kinder; aber nicht sofort, du wolltest mit mir zusammenleben; das taten wir bereits. In den letzten Monaten hatten wir, abgesehen von der Feier, nichts geplant, nicht einmal eine anschließende Reise. Leere füllte mich aus und ich fragte mich, ob die nächtlichen Anrufe etwas damit zu tun hatten.

Die Hochzeit war für den 18. August angesetzt, da würden alle zurück aus den Sommerferien sein und die Wahrscheinlichkeit, dass das Wetter mitspielen würde, war groß. An einem Samstag Ende Juni, an dem ich gemeinsam mit Mareike mein Hochzeitskleid aussuchte – „reichlich spät“, fand die Verkäuferin –, kippte etwas in unserem Leben. Als ich gegen Abend nach Hause kam, saß du auf dem Balkon, vor dir auf dem Tisch ein aufgeschlagener Notizblock, in deinem Schoß ein Buch, das ich nie zuvor gesehen hatte. Zwei Zitate hattest du herausgeschrieben:

„Der Wütende verweigert einem Menschen, den er für erlittene Schmerzen oder Kränkungen verantwortlich macht, die Empathie. Seine Wahrnehmung reduziert diesen Menschen auf ein einziges Merkmal: Ursache der Versagung zu sein.“

„Hass geht aus der Wut hervor. Im Unterschied zu Wut hat Hass keine anfallartige Struktur mehr. Er ist dauerhafter, wobei seine Dauerhaftigkeit aus seiner Integration in die Charakterstruktur einer Person resultiert.“

Du sahst, dass ich die Textstellen las, und sagtest: „Ich glaube, mein Bruder hasst mich. Und ich bin schuld daran. Ich kann das nicht aushalten.“ Dann hast du mir von dem Gespräch erzählt, das du mit ihm geführt hattest, während ich in einem Brautmodengeschäft Champagner getrunken und Kleider anprobiert hatte.

Was ich dir nicht gesagt habe: Das war der erste Abend, an dem ich den Stecker aus der Telefonbuchse zog.

Da ich morgens als Erste aufstand, war es nicht schwierig, es vor dir zu verbergen. Ob dein Bruder in den folgenden Nächten versucht hat, dich anzurufen, weiß niemand. Einmal hat er eure Mutter angerufen, aber sie hatte eine andere Strategie als du: Sie sagte ihm, dass sie eine alte Frau sei und ihren Schlaf brauche, gerne würde sie sich mit ihm unterhalten, aber nicht mitten in der Nacht am Telefon. Gespräch beendet.

Dass er das als Beweis ihrer fortgesetzten Gewaltherrschaft über ihn interpretierte, erfuhren wir von deiner Schwester. In

den Monaten, die er dort, drei Kilometer entfernt vom Haus eurer Mutter, gewohnt hatte, hatte er sich kein einziges Mal mit ihr getroffen.

Das nächtliche Stilllegen unseres Telefonanschlusses war mir schnell zur Gewohnheit geworden, ich dachte kaum noch darüber nach. Umso mehr erschrak ich, als ich am 21. Juli gegen halb sieben den Stecker einsteckte und das Telefon sofort klingelte. Ich nahm ab und hörte die bebende Stimme deiner Schwester, sie weinte, war aufgelöst. Etliche Male habe sie seit dem Vorabend versucht, uns zu erreichen, ob wir das Telefon denn nicht gehört hatten?

Ich beschloss, auf diese Frage niemals zu antworten.

Habe ich mir in den folgenden Wochen vorgestellt, wie dein Bruder nächtelang vergeblich versucht hat, dich anzurufen? Mich gefragt, ob er sich im Stich gelassen und in seiner Wahrnehmung der Welt als feindlicher Ort bestätigt gefühlt hatte, weil du nicht mehr ans Telefon gegangen warst? Fühlte ich irgendeine Schuld?

Die Antwort ist Nein, und manchmal habe ich mich über mein völliges Fehlen von Empathie für deinen Bruder gewundert; ich war erleichtert, fühlte mich befreit. Gelegentlich dachte ich an das Zitat: „Der Wütende verweigert einem Menschen, den er für erlittene Schmerzen oder Kränkungen verantwortlich macht, die Empathie.“ Dein Bruder hat nicht mir, sondern dir Schmerzen zugefügt, vermutlich hat er dich auch immer wieder gekränkt. Dennoch war ich wütend auf ihn und dieses „Arschloch“, das er mir ohne jede Spur von Ironie ins Gesicht geschmettert hatte, betrachtete ich als Legitimation: Ein Arschloch darf ein Arschloch sein. Vielleicht hatte er es sogar darauf angelegt?

Du dachtest darüber nach, die Hochzeit abzusagen. Ich schwieg dazu. Deine Mutter und deine Schwester haben dich überzeugt, es bei dem Termin zu belassen. Fast alle kamen. Alle fanden das Fest gelungen. Auf den Fotos lächeln die Menschen, manche sehen richtig glücklich aus, glücklich für uns, glücklich über uns.

Wir trennten uns zwei Jahre später. Aber erst sechs Jahre danach ließen wir uns scheiden. Nicht weil wir glaubten, da sei noch etwas zu retten, sondern weil wir schon angefangen hatten, uns zu vergessen.

Unsere Scheidung war leise. Es gab nichts zu streiten und nichts zu verhandeln, keine Kinder, keine Haustiere, nicht einmal irgendein Eigentum, auf das wir beide Anspruch erhoben. Wir trennten uns, als ob wir nie zusammengehört hatten – und vielleicht war das so. Vielleicht war aber auch alles ganz anders, und unser Leben wäre anders verlaufen, wenn es die Anrufe nie gegeben hätte?

Was ich dir nicht gesagt habe – ich weiß, warum ich es nicht tat. Und erst jetzt begreife ich, dass es so viel mehr war.

Nicole Vidal lebt in Barcelona und schreibt Erzählungen, Glossen und Essays. Sie ist promovierte Sozialwissenschaftlerin und war an verschiedenen Universitäten im deutschen Sprachraum tätig.

Schreiben an besonderen Orten

Persönlicher Austausch, tiefe
Gespräche über das Schreiben und
die Inspiration eines neuen Ortes –
entdecke die Schreibreisen 2026.

Christian Döring: Venedig

Daniela Danz: Val Müstair/Schweiz

Franziska Gerstenberg: Klagenfurt

Volker Jarck: Worpswede

Christof Hamann: Gardasee

Thomas Podhostnik: Kloster Bad Wimpfen

Nina Bußmann: Literarische Werkstatt – Mecklenburg

Andreas Schäfer: Ägina, Griechenland

Larissa Boehning: Finnlands Schären

Traudl Büniger: Toskana

Amanda Lasker-Berlin: Broadstairs, Südengland

Gesina Stärz: Bayerischer Wald



VOLLTEXT

Print & Digital



„Das derzeit erfolgreichste, weil intellektuell beweglichste Literaturblatt unserer Tage.“
Saarländischer Rundfunk

Das Abo umfasst:

- Printausgabe (4 Hefte pro Jahr)
- E-Paper-Ausgabe (4 Hefte pro Jahr)
- Mehr als 300 Online-Beiträge pro Jahr
- Online-Leseproben und Vorabdrucke
- Zugang zu E-Paper-Ausgaben im Archiv
- Zugang zu rund 2500 Online-Beiträgen im Archiv
- Tägliche Presseschau

Für Leser und Leserinnen dieser Ausgabe um 25% rabattiert.

volltext.net/abonnieren

Gutschein-Code: 4-2025 (gültig bis 28.02.2026)



Die besten Erzählungen 2025

Die Shortlist für den Boccaccio.cc-Preis

Die Shortlist für den zum zweiten Mal ausgeschriebenen Boccaccio.cc-Preis für die beste Erzählung des Jahres steht fest: Ausgewählt wurden dieses Mal zehn Erzählungen von Yannic Han Biao Federer, Simon Froehling, Sabine Gruber, Monika Helfer, Helmut Krausser, Susanne Neuffer, Verena Roßbacher, Ralf Rothmann, Peter Stamm und Anna Weidenholzer.

Insgesamt waren mehr als tausend Texte von knapp siebenhundert Autorinnen und Autoren aus dem gesamten deutschen Sprachraum eingereicht, beziehungsweise nominiert worden,

aus denen die Redaktion von VOLLTEXT die vorliegende Auswahl getroffen hat. Zugelassen waren Texte, die zwischen dem 1. November 2024 und dem 31. Dezember 2025 in Erzählbänden, in Zeitschriften und auf Websites publiziert oder im Rundfunk gesendet worden sind. Dass die Auswahl einer so kleinen Zahl von Texten aus einer solchen Fülle nicht hundertprozentig treffsicher sein kann, versteht sich von selbst. Mit Sicherheit gab es unter den eingesandten Erzählungen auch andere, die es verdient hätten, auf der Shortlist zu stehen. Auf der Basis der Shortlist

wird nun eine weitere, aus Autoren und Autorinnen bestehende Jury Anfang kommenden Jahres die Gewinnerin oder den Gewinner ermitteln.

Der Preis für die „Beste Erzählung des Jahres“ wurde im vergangenen Jahr von der Literatur-Plattform Boccaccio.cc ins Leben gerufen, und ist mit 10.000 Euro dotiert. Zu den aktuellen Sponsoren des Preises zählen die Stadt Wien, die Textmanufaktur und der Korrektur Verlag. Die Preisverleihung findet im März 2026 in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur in Wien statt.

Alles wieder gut

Von Yannic Han Biao Federer

Es ist schon eine Weile her, dass unser Gustav gestorben ist, dass die Seelsorgerin Rosenwasser auf seine Hände strich und auf seine Brust, dass ich auf seinen Strampler weinte und Charlotte schluchzte zwischen Kabeln und Schläuchen, als sie wieder aufgewacht war, Gott sei Dank wieder aufgewacht war, nach der Notoperation. Es ist schon eine Weile her, dass wir auf Station mit den Risikoschwangerschaften lagen und irgendwann realisierten, dass sie uns hier aufgenommen hatten, um uns nicht bei den Wöchnerinnen unterzubringen, wo wir umgeben gewesen wären von clusternden Neugeborenen, von übermüdeten Müttern, und von Vätern, die kurz nach neun Uhr durch die Tür gefedert kämen, um zu wickeln und zu bonden und ihr Kind im Babybay zur Stationsärztin zu rollen für die U2 und danach quer über den Campus in die Radiologie, um einmal auf das Köpfchen zu schauen, nur zur Sicherheit, wegen der Vakuumextraktion.

Ich dachte immer, wenn ich unter den Bus kommen sollte, könnte ich mich zu ihm legen, dann wäre er nicht so allein.

Es ist schon eine Weile her, dass ich Charlotte im Rollstuhl über den Friedhof schob, um ein Grab auszusuchen, weil wir uns entscheiden mussten zwischen einem kleinen Kinderreihengrab und einem regulären Wahlgrab, das natürlich viel zu groß gewesen wäre für unseren Sohn, aber auch als Familiengrab hätte genutzt werden können, ich dachte immer, wenn ich unter den Bus kommen sollte, könnte ich mich zu ihm legen, dann wäre er nicht so allein und ich ihm nah, aber die Gartenmeister rieten uns ab, überlegen Sie mal, hatten sie gesagt, überlegen Sie mal, wie alt sind Sie jetzt und wie alt werden Sie noch, da zahlen Sie für ein Grab und liegen dreißig, vierzig Jahre nicht drin, am Ende haben wir uns für eines der Kinderreihengräber entschieden. Es war so schön dort, die Lichterketten und die Windräder, das Spielzeug und das offene Feld dahinter, die anderen Kinder um ihn her, nach und nach trafen wir ihre Eltern, lernten ihre Geschichten kennen, die Geschwister, oder wussten, dass bei A. nur der Vater kam, immer nur der Vater, der sich einen Klapphocker mitbrachte, verkrümmt am Grab der Tochter saß, die Hände reglos ineinander gefaltet, ob zum Gebet oder zur Aufbewahrung, ich weiß es nicht, und nicht ange-

sprochen werden wollte, zumindest wirkte es so, ich habe ihm nur ein Mal zunicken können, in zwei Jahren habe ich ihm nur ein Mal zugenickt, weil er da gerade aufgeblickt hatte, weil er mich da gesehen hatte, oder doch durch mich hindurchschaute, ich weiß es nicht, es ist ein seltsamer Club, man kennt sich nicht gut, aber man erkennt sich doch wieder wie nirgendwo sonst.

Es ist schon eine Weile her, dass wir wahllos Kleider in die Koffer warfen, weil wir nicht wussten, wie lange wir fortbleiben würden, ob wir je wiederkommen wollten, wir fuhren nach Süden, bis uns das Geld ausging. In Umbrien waren wir dann raus aus allem, auf den Landstraßen tummelten sich die Wildschweine, weil sich niemand mehr fand, der sie schießen wollte, sodass wir manchmal scharf bremsen mussten, nur Schrittgeschwindigkeit fahren konnten, bis sie sich endlich zur Seite bequemten oder plötzlich verschwanden, alle zusammen, wie auf ein geheimes Kommando ins Unterholz trotteten, kurz noch einen Rüssel aus dem hohen Gras hoben oder einen wedelnden Schwanz, und fort waren sie, als hätte es sie nie gegeben. Unter dem Haus wohnten ein alter Mann und sein Hund, der so bissig war, weil der Mann ihn geschlagen haben musste, als er noch die Kraft dazu hatte, und wenn ich mit dem Wagen den Hügel hinauffuhr, durch die enge Gasse kam, sah ich im Spiegel, wie das Tier knurrend um die Reifen schlich und schnappte. Nachts krochen auch die Kröten aus dem Wald, träge saßen sie auf dem Asphalt, bis es dämmerte, und ließen sich dort überfahren.

Irgendwann waren wir zurück, aber nie wieder ganz, und das war okay, sozusagen, wir hatten uns gewöhnt an dieses neue Leben, in dem unser Gustav immer da war, in jeder Erwägung, in jeder Gefühlsregung, in jedem Gedanken, und doch eben nicht da war, doch eben tot war, aber darum nicht weniger präsent oder anwesend oder unser Sohn.

Es ist also schon eine Weile her, ist schon eine Weile eine Weile her, aber immer wieder gab es auch diese Momente.

Ich hatte Gregor schon am Eingang erkannt und begrüßt und gesagt, Gregor, Mensch, wie lang haben wir uns nicht gesehen, und Gregor hatte verstanden, dass ich das rhetorisch meinte, weil er nicht sagte, zehn Jahre, sondern nur, ja, Mensch! Und ich sagte, hey, also, warte mal, ich lege kurz drinnen ab und komme noch mal raus, und dann war ich aber nicht wieder herausgekommen, weil ich gleich in ein Gespräch verwickelt wurde und danach in noch ein Gespräch und noch eins, und weil ich eigentlich gar nicht mit Gregor sprechen wollte, obwohl Gregor ja ein total Netter ist, obwohl ich studiert habe mit Gregor, obwohl uns ja einiges verbindet, und irgendwann war die Party vorbei und jemand schaltete das Licht an, und



FOTO: © HEIKE STEINWEG

Yannic Han Biao Federer

die einen scrollten durch die letzten S-Bahn-Verbindungen und die anderen suchten ihre Fahrradlichter, und da stand er wieder vor mir, Mensch, Gregor, jetzt haben wir ja den ganzen Abend nicht gesprochen.

Und er sagte dann also, Yannic, hey, und er drückte meine Schulter, rüttelte kurz an ihr, als müsste er prüfen, ob sie lose war oder noch festsass an ihrem Ort, an ihrer Verankerung, er fragte, komm, sag, wie geht's dir, und ich stammelte erst, weil ich wusste, wohin das führen würde, oder es zumindest ahnte, aber ich konnte eben doch nicht anders, weil jedes Gehen, das mir zu eigen war, konnte es nur geben unter der Voraussetzung meines Sohnes, der tot war, sofern ich nicht selbst tot sein wollte, musste ich seinen Tod akzeptieren, jedes Müsli, das ich aß, jeden Bus, den ich nahm, jede E-Mail, die ich schrieb, schrieb ich unter der Bedingung, seinen Tod zu akzeptieren, und so sagte ich also irgendetwas, ich weiß nicht mehr genau, was es war, weil ich eine Weile nie wusste, was ich sagen sollte auf diese Frage, wie gesagt, jedes Gehen, das mir zu eigen war usf., und ich musste aber irgendetwas gesagt haben, und musste dann das, was ich gesagt haben musste, erklärt haben, wie ich es dann immer erklärte, weißt du, also, weißt du, ja, unser Sohn ist gestorben, letztes Jahr.

Ich sah die Bestürzung in seinem Blick und setzte schon an, ihn zu trösten, weil das in dieser Zeit irgendwie immer mein erster Impuls war, ich hatte sozusagen akzeptiert, dass die Nachricht vom Tod meines Sohnes die Menschen traf und erschütterte, und dass ich aber, da ich ja täglich mit seinem Tod umzugehen hatte und gewissermaßen wusste, wie das geht, weiterzuleben unter der Bedingung seines Todes, ihnen zu helfen hatte oder uns, um uns gemeinsam durch diese Situation zu manövrieren, für die es irgendwie kein gutes Modell

gab, kein vertrautes Programm oder soziales Protokoll, das allgemein bekannt gewesen wäre, das uns von unseren Eltern beigebracht worden oder im Verlauf unseres Lebens anderweitig begegnet wäre, um zu wissen, was man sagt, und was man darauf antwortet, und wie man dann wieder das Thema wechselt oder das Gespräch. Und ich tröstete und half also in diesen Situationen, auch wenn mir klar war, auch wenn es mich gelegentlich ärgerte, dass das auf eine Weise sehr verschoben, sehr verrückt war oder sogar verkehrt, weil es ja mein Sohn war, der gestorben war und nicht ihr Sohn, und weil ja eigentlich eher ich des Trostes bedurft hätte und nicht sie. Aber ich hatte es mir angewöhnt, weil es die Begegnungen einfacher gemacht hatte für beide Seiten, die ersten Begegnungen danach, als wir begonnen hatten, den engsten Kreis wieder zu verlassen, der uns gehalten hatte, festgehalten hatte, der uns getragen hatte, oder gerettet. Der wusste, was los war, der mit uns Pizza aß und Biere trank und dumme Witze riss, weil er wusste, dieser enge Kreis, dass Gustav tot war, und dass wir die Pizza nur essen und die Biere nur trinken und die dummen Witze nur reißen konnten unter der Voraussetzung, diesen seinen Tod akzeptiert zu haben, dass alles, immer alles nur noch unter dieser einen Voraussetzung denkbar war oder eben nicht sein konnte, nicht sein durfte, nicht geschehen würde.

Ach Gott, sagte Gregor, ach Gott, das tut mir leid. Ja, sagte ich, ja, danke, das –, und ich setzte schon an, ihn zu trösten, wie gesagt, aber er hörte gar nicht zu, ließ mich gar nicht aussprechen, sondern wollte selbst erzählen, etwas trieb ihn, mir zu erzählen von seiner Schwester, die einen besten Freund habe, und dieser beste Freund habe auch ein Kind verloren, und seine Schwester und Gregor seien eigentlich verabredet gewesen für einen Kurzurlaub auf Rügen, und das sei dann ganz schwierig gewesen, weil seine Schwester sei auf der Beerdigung des Kindes ihres besten Freundes gewesen und ganz betrübt aus dem ICE gestiegen in Bergen, sie hätten am Strand gelegen und Erdbeeren gegessen, stundenlang, und sie habe fast den ganzen ersten Tag kaum etwas gesagt, er habe sehr zu tun gehabt, um sie wieder aufzumuntern, am zweiten Tag ging es dann so langsam und am dritten schon wieder richtig gut, und außerdem, sagte Gregor, außerdem, und da packte er wieder meine Schulter, rüttelte, als wollte er sie nun doch abnehmen und einpacken und zu Hause reparieren und mir dann wieder vorbeibringen, vielleicht in ein, zwei Wochen, außerdem, sagte Gregor, hat der Freund dann noch zwei Kinder bekommen, zwei Kinder, und dann, dann, dann: war alles wieder gut.

Ich weiß noch, dass ich mich verabschiedet hatte, freundlich, höflich, dass ich sogar versprochen hatte, mich bald zu melden, auf ein Bier oder einen Kaffee, unbedingt, hatte ich gesagt, bald bitte, unbedingt, ich hatte aber gewusst, dass es das Letzte wäre, was ich tun wollte, ich war in die Dunkelheit hinausgetreten, hatte mein Fahrrad gesucht, hatte mein Fahrrad gefunden, hatte das Schloss vom Geländer gezerrt und gefaltet und in die Halterung gestopft, und war so heftig in die Pedale gestiegen, dass die Schaltung knackte und ächzte, dass

der Nachtwind mir ins Gesicht schlug, dass die Ampeln an mir vorüberzogen, grün und gelb und rot, einmal hupte auch ein Taxi, vielleicht galt es mir, aber ich hatte keine Zeit, mich danach umzudrehen, ich musste weg, musste raus, musste stehend die Steigung über die Deutzer Brücke nehmen, musste atmen und keuchen und dabei hinausschauen aufs Wasser, auf die blinkenden Schiffe, auf die Werft und das Ufer.

Ich dachte, es war so, dass wir spazieren gingen, Charlotte und ich, dass wir über das Manuskript sprachen, das ich zu schreiben begonnen hatte über Gustav, über das letzte Kapitel, das sehr hell endete und hoffnungsvoll, weil ich da, in diesem letzten Kapitel, am Gate in Shanghai stand und ihr schrieb, dass ich gerade am Gate in Shanghai stand, dass ich Tee kaufen würde, völlig überteuerten Tee, und einen Glitzerpanda für Gustavs Grab, und einen kleinen Fernsehturm, und weil Charlotte bei der Ärztin saß und schrieb, dass sie bei der Ärztin saß, dass ihre Blutwerte in Ordnung seien und ihre Eisenwerte, und dass die Naht gut verheilt sei und die Ärztin auch mit den Eierstöcken sehr zufrieden.

Ich dachte, es war so, dass wir also spazieren gingen, und dass wir da auch sprachen über die Fehlgeburt, die sie Anfang des Jahres erlitten hatte, wenige Tage nach Gustavs erstem Todestag, dass ich sagte, dass ich versuchen wollte, auch darüber zu schreiben, als ein neues Kapitel, ein neues letztes Kapitel, obwohl wir eigentlich der Meinung gewesen waren, dass das letzte Kapitel im Manuskript auch das letzte Kapitel im Buch werden sollte, sein musste, weil es sich so sehr nach einem Ende anfühlte, einem guten, einem, bei dem man gern das Buch zuschlägt, zur Seite legt und es da liegen lassen kann, aber ich erzählte ihr von Gregor. Ich erzählte ihr von Gregors Schwester und ihrem besten Freund, von den Kindern des besten Freundes von Gregors Schwester, und wie in Gregors Erzählung die lebenden Kinder das tote Geschwisterkind gänzlich ersetzt hatten, wiedergutmacht hatten, wie Spachtelmasse einen Schaden in der Wand zum Verschwinden gebracht hatten, alles wieder gut, und dass ich wütend war, als ich mich aus dem Gespräch gewunden hatte, dass ich wütend war, als ich nach Hause fuhr, und dass ich noch immer wütend war, nicht auf Gregor selbst oder vielleicht doch ein bisschen, aber vor allem auf Gregors Erzählung, oder auf die darunterliegende Struktur, auf die sich unzählige Erzählungen von toten Kindern aufreihen lassen, die von ihren lebenden Geschwistern überdeckt worden sein sollen, ersetzt worden sein sollen, deren Verlust sie wettgemacht haben sollen, geheilt haben sollen. Was sicher nicht so ist, ganz sicher nicht so ist, für niemanden so sein kann, denn welcher Mensch lässt sich schon ersetzen, wenn er wirklich als Mensch angenommen worden ist, erkannt worden ist, aber es lässt sich eben so gut erzählen, wurde uns schon so oft erzählt, und Charlotte schwieg und ging neben mir her und sagte, ja, und so erzählen wir es ja auch ein bisschen, du am Flughafen, ich bei der Ärztin, Eierstöcke okay, wir versuchen es wieder, alles wird gut, alles wieder gut, und ich sagte, ja, so erzählen wir es auch, und

sie sagte, dann schreib über die Drachenerbse, und ich nickte und sagte, ja, ich schreibe über die Drachenerbse, und wir meinten damit das Kind, das nach Gustav gestorben war, sehr viel früher als er, in der achten Woche schon, im Ultraschall hatten wir nur eine kleine Kugel gesehen, die Ärztin sagte, null Komma ein Zentimeter Durchmesser, und wir hatten sie Erbse genannt, unsere kleine Erbse, die im Drachenjahr hätte kommen sollen, ein gutes Jahr wäre das gewesen, ein sehr gutes Jahr, Drachen bringen Glück, heißt es eigentlich, aber die Erbse kam nicht, die Erbse ging, wollte gehen oder musste gehen, wie dem auch sei, sie konnte nicht kommen.

Im Ultraschall hatten wir nur eine kleine Kugel gesehen, die Ärztin sagte, null Komma ein Zentimeter Durchmesser.

Jedenfalls dachte ich, es war so, dass Gregor uns dazu bewogen hatte, das Ende des Buches zu überdenken, und zu beschließen, auch über die Erbse zu schreiben, unsere kleine Drachenerbse, aber so war es nicht, fällt mir jetzt auf, da ich in den Kalender sehe und den Projektordner daneben schiebe, die Dateiversionen durchklicke, da ich die Textbearbeitungsstände abgleiche mit dem Datum der Party, und obwohl es sich wirklich eindrücklich und anschaulich so erzählen lässt, ist es so nicht geschehen, denn wir mussten den Spaziergang längst schon beendet haben, als ich mich aufs Rad schwang, um über den Rhein und in die Südstadt zu fahren für die Feier, wir mussten bereits beschlossen haben, dass wir auch über die Erbse sprechen wollten, von ihr erzählen wollten, als ich vor Gregor stand und sagte, Gregor, Mensch, wie lang ist das her, denn ich hatte die ersten Absätze schon da stehen, hatte sie schon im Dokument, als ich hörte, wie er sagte, alles wieder gut. Es muss anders gewesen sein, vielleicht bin ich morgens in die Küche gekommen, oder nachts ins Schlafzimmer, und ich habe gesagt, du, ich muss dir etwas erzählen, und Charlotte wird gesagt haben, ja, siehst du mal, hatten wir doch recht, wir müssen von der Erbse erzählen, sonst lesen das alle und sagen, alles wieder gut.

Auch von T. hätten wir erzählen können, wenn es T. schon gegeben hätte, aber T. gab es noch nicht, T. war noch eine Konstellation von Himmelskörpern, T. war noch zwischenweltliche Energie in der Luft, T. war noch eine Hoffnung, ein Wunsch, T. war noch das, was uns vorausgeht, T. war noch nicht, T. wurde erst noch, und als wir im Operationssaal saßen, das heißt, ich saß, auf einem niedrigen Hocker in grünem Kasack und Plastikschuhen, mit Haarnetz und Mund-Nasenschutz, Charlotte aber lag, die Arme vom Operationstisch gestreckt auf ausklappbaren Armstützen, mit je einer Kanüle im rechten und einer im linken Handrücken und einem Clip am

Zeigefinger, als wir so also saßen beziehungsweise lagen im Operationsaal, da witzelten der Anästhesist und eine Frau, eine Ärztin oder Pflegerin oder Hebamme, ich kann es nicht sagen, konnte ihre Funktion nicht recht zuordnen, überhaupt standen da so viele, sogar hinter einer Glasscheibe im Beobachtungsraum standen einige, Studierende auch und Ärztinnen und Ärzte in Ausbildung, sie waren gekommen wegen einer neuen Apparatur, die sie ausprobieren wollten an T. und an uns für die Erstuntersuchung, auf die sie sehr stolz waren, die schonender sein sollte für T., die T. mehr Zeit geben sollte an der Nabelschnur, bis sie gänzlich ausgepult wäre, weil sie nicht unmittelbar und sofort durchtrennt werden müsste, sie hatten uns gefragt und wir hatten eingewilligt, jedenfalls witzelten diese beiden nun, wollten wissen, was Charlotte wohl als Erstes essen würde nach der Operation, führten offenbar eine interne Statistik, ob Leberwurst oder Mettbrötchen oder Sushi oder Matjessalat, und sie witzelten sehr angestrengt, weil Charlotte hin und her gerüttelt wurde, sich jemand auch auf den Bauch gestemmt haben musste, mehrfach, wir konnten es nicht sehen, nur errahnen, weil alles verborgen hinter Sichtschutz, aber wir merkten doch, dass es dauerte, dass da etwas dauerte, was nicht so lange dauern sollte, ich meinte auch, eine Unruhe zu spüren unter denen, die da nicht witzelten, sondern operierten oder zusahen, wie operiert wurde, und die Witzelnden, wurde mir klar, waren offenbar auch dazu abgestellt zu witzeln, die Stimmung leicht zu halten und locker, anfangs sagten sie noch, was gerade passierte, was gerade vorbereitet wurde, oder dass nun etwas losgehen würde, oder dass man nun mit etwas fertig sei, irgendwann verlegten sie sich aber ganz aufs Witzeln, wie auf ein geheimes Kommando, ließen das Operationsgeschehen unkommentiert, als wäre alles Kommentieren kontraproduktiv oder gar riskant, und die Witze wurden dünn, weil die Zeit immer länger und die Anspannung größer, die sie wegzuwitzeln versuchten, und ich sah es an Charlottes Blick, sah die Angst in ihren Augen, und dachte auch selbst, nein nein, bitte nein, bitte bitte, nein nein nein, und dann aber endlich, endlich ein Schrei, den T. ausstieß, ein ärgerlicher, energischer Schrei, dass Charlotte in Tränen ausbrach und ich in Tränen ausbrach, und der Anästhesist zufrieden auf einem Vitaldatenmonitor herumdrückte, einen Dreizehner schloss und einen anderen öffnete, und selbst als all das passierte und geschehen war, und ich den Kasack ausziehen sollte und T. in den Arm gelegt bekam, und sie mich ansah, ganz wach und blitzgescheit ansah, ins Licht blinzelte, in diese Welt hinein, selbst da, selbst in diesem Moment: war nicht alles wieder gut.

Und ob ich nun lernte, sie zu wickeln, und sie dabei eifrig mit ihren Ärmchen ruderte, mit ihren Beinchen strampelte, oder ob ich sie mir auf die Brust legte und hielt, bis ihre Augen schwer wurden, immer schwerer wurden, und sie seufzte und schlief und gurrte, im Schlaf gurrte, dass ich schmolz, schon wieder, oder ob ich sie in der Babywanne durchs Treppenhaus trug, hinauf in die Wohnung, wo ich sie vorsichtig in den Flur

setzte, das Verdeck zurückklappte und sagte, hey, hallo, hey, du Kleine, und ich erkennen konnte, wie sie mich erkannte, mich musterte, und lächelte, ganz plötzlich, und sich freute, sich freute, mich zu sehen und von mir aus der Wanne gehoben zu werden, auch in diesen Momenten: war nicht alles wieder gut.

Denn alle Freude über T., alle Freude an ihrer Freude, am Leben, am Dasein, an uns, an sich, alle Liebe zu ihr und alle Liebe, die sie uns schenkt, wenn sie ihr Köpfchen in meinem T-Shirt vergräbt oder auf Charlottes Brust einschläft und kuschelt und träumt oder aufmerksam aus dem Fenster schaut, das sie noch gar nicht fokussieren kann, aber doch als Spiel von Licht und Schatten erfasst, alles das wirft doch immer auch ein Licht auf unsere Trauer um Gustav, ein neues Licht, da wir nun noch einmal neu und anders erfahren und begreifen, was uns genommen worden ist, was Gustav genommen worden ist. Und T.

Weil auch T. jemanden verloren hat, es ging mir erst spät auf, obwohl es natürlich völlig evident war, aber darum nicht minder paradox, dass jemand, den es noch gar nicht gab, schon einen Verlust erleiden konnte, dass T. auf die Welt kam als jemand, die um ihren Bruder würde trauern müssen, sobald sie in der Lage wäre zu begreifen, dass sie einen Bruder hat und dass er tot ist, und was das heißt, tot sein, und wie mir das dämmerte, erfasste mich eine Trauer, eine neue Trauer, eine andere Trauer, als würde ich ihre Trauer vorwegnehmen



auch als
eBook

Frieder von Ammon /
Peer Trilcke (Hg.)
etwa 208 Seiten
ISBN 978-3-68930-100-2
Oktober 2025

Nature Writing

Zwischen Bestsellerlisten und Feuilleton-Debatten steht das Schreiben über Natur zugleich unter Ideologieverdacht und im Zentrum literarischer Erneuerung. Mit Beiträgen von u. a. Marcel Beyer, Daniela Danz, Marion Poschmann, Judith Schalansky und Anja Utler.

et+k

edition text+kritik

fünfzig
jahre

Literatur · Musik · Film

wollen, damit weniger von ihr übrig bleibt für sie, denn T. hatte ihren großen Bruder verloren, T. hat den Bruder verloren, mit dem sie durchs Leben hätte gehen sollen, T. hat den Bruder verloren, der noch da sein sollte, wenn wir schon nicht mehr da sein könnten, T. hat den Bruder verloren, der sie sicherlich geärgert hätte, mit dem sie um Spielzeug gestritten hätte, an dem sie ihre ersten Schimpfworte ausprobiert hätte, der sie aber auf dem Schulhof beschützt hätte und auf dem Spielplatz, und mit dem sie einmal hätte telefonieren sollen, um sich Luft zu machen über den verwirrten Vater oder über die sture Mutter, T., auch T., hat ihren Gustav verloren.

Alles wieder gut. Alles wieder gut. Diese Formel, dieses Erzählschema, das auch und natürlich in Filmen und Büchern wiederzufinden ist, aber vor allem, in erster Linie, so scheint mir, im Sprechen von toten Kindern, im gedankenlosen Sprechen oder im haltlosen Sprechen von ihnen, es ist kein böser Wille, es ist der beste und verzweifeltste Wille, der nicht will, dass so etwas passiert, der will, dass so etwas nicht passiert, und wenn es doch passiert, so möge es bitte nicht bleiben, so möge es wieder fortgehen, wieder gut werden, um vergessen zu können, dass es je passiert ist, es entspricht einer Sehnsucht, dass ein solcher Verlust revidiert werden möge, weil ein solcher Verlust falsch ist, weil ein solcher Verlust die Ordnung stört, die normative Ordnung des Sterbens, denn Kinder haben nach den Eltern zu sterben, nach den Eltern, nicht vor ihnen.

Und natürlich ist uns klar, dass Kinder eben doch sterben, dass es Kinder gibt, die sterben müssen, aber wir versuchen, dieses Wissen möglichst abstrakt zu halten, wir erzählen von ihnen auf möglichst abstrakte Weise, bedienen dabei gerne auch Klischees und Erzählmuster, die uns bewährt vorkommen, verlässlich, wir wissen nicht, wie es wirklich ist, ahnen es nur, und wiederholen daher umso leidenschaftlicher, was wir annehmen können, ohne uns wirklich auseinandersetzen zu müssen.

Und man muss keinen Freud gelesen haben, um zu wissen oder zu ahnen, dass sich das, was wir verdrängen, doch immer Wege bahnt, sich zu erkennen gibt, aber auf absurd verstellte Weise, es fällt mir auf, immer wieder, immer mehr, zuletzt hätte ich beinahe eine Programmbeschwerde geschrieben, aber zum Glück kam T. zur Welt und ich hatte Wichtiges zu tun, wickeln zum Beispiel oder in der Apotheke Multilind kaufen oder Kümmelzäpfchen oder Sab Simplex, aber sofern hier eine Programmverantwortliche der ARD mitliest, lasse ich das doch einmal hier:



Am 25. März sitzt die Moderatorin und Autorin Petra Gerster bei Sandra Maischberger und kritisiert das Sondierungspapier, mit dem sich Union und SPD auf eine Verschärfung der Asylpolitik verständigt haben. Vorgesehen sind dabei auch Zurückweisungen von Asylsuchenden an der Grenze, die in Abstimmung mit den europäischen Nachbarstaaten erfolgen

sollen. Sie kritisiert diese Zurückweisungen aber nicht, weil sie ethisch verwerflich, europarechtswidrig oder geschichtsvergessen wären, sondern weil sie die Zustimmung der europäischen Nachbarländer für unrealistisch hält. Sie sagt, *und dann kommt äh der ganz clevere Herr Jens Spahn und sagt äh, ja, Abstimmung, das heißt aber nicht, dass sie zustimmen müssen. Semantisch hochinteressant. Natürlich heißt es, dass sie zustimmen müssen, aber sie werden nicht zustimmen. Das hat schon Polen und haben die Österreicher auch schon erklärt, dass sie die nicht zurücknehmen, also dann ist das äh, dann ist das von vornherein eine Totgeburt.*

Semantisch hochinteressant, in der Tat, denn diese Bildsprache unterläuft Petra Gerster nicht, sie entstammt dem allgemeinen Sprachgebrauch, den sogenannten geflügelten Worten, die immer dort Flügel bekommen, wo es an Gedanken fehlt, wo gedankenlos dahergesprochen wird, nachgesprochen wird, wiederholt wird, was andere schon wiederholt haben, so oft und so lang, dass das Bild ganz abgegriffen ist, fahl und verwaschen, kaum noch fühlbar, dass da von einem Kind die Rede ist, das stirbt, das geboren wird und begraben werden muss, betrauert und beweint, so weit ist diese Abstraktion gediehen, so tief sitzt die Verdrängung in den Köpfen und Seelen, dass all die toten Kinder nun schon geisterhaft in den Talkshows herumlungern müssen, es auch noch mit Jens Spahn zu tun bekommen und sich fragen, womit haben wir das verdient. Wir haben das nicht verdient.



Wenn Sie mögen und gerade Zeit haben, trennen Sie doch diese Seiten aus dem Buch und schicken Sie sie an den Rundfunkrat des WDR, Appellhofplatz 1, 50667 Köln, ich schaffe das gerade nicht, ich muss Windeln kaufen gehen und den Spüler ausräumen, wie gesagt, ich habe Wichtiges zu tun.

Einmal stehen wir zwischen den Gräbern und sprechen mit P, wir kennen P. noch nicht, treffen P. zum ersten Mal, P. ist allein hier und fängt gleich an zu erzählen von ihrem Kind, vom Abschied, von ihrer Trauer, die immer da ist und nie fortgehen wird, und dann lacht sie und sagt, wisst ihr, was so verrückt ist? Ich bin ein glücklicher Mensch. Aber das glaubt mir keiner. Keiner glaubt mir das. Oder doch, mein Therapeut, der glaubt mir. Aber sonst niemand, echt. Und wir lachen, lachen mit ihr und sagen, doch, doch. Wir glauben dir. Wir glauben dir. Nehmen P. in den Arm.

Auf Gustavs Grab rattern die Windrädchen.

© ZS – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe

Yannic Han Biao Federer, geboren 1986 in Breisach, lebt als Schriftsteller in Köln. Zuletzt erschien die autobiografische Erzählung *Für immer seh ich dich wieder* (Suhrkamp, 2025). Der hier abgedruckte Text erschien in *Muttergefühle – Das Schönste, aber auch das Schwerste* (ZS Verlag, 2025).

Sie wollten sich trennen

Von Monika Helfer

„Was ist“, sagte der Mann zu seiner Frau, „kommst du jetzt?“

Beide standen am Perron, der Mann trug zwei Koffer und wollte seiner Frau den Vortritt lassen.

„Ich fahre nicht mit“, sagte die Frau.

„Wie bitte? Du fährst nicht mit? Wir haben bis Neapel reserviert, soll das jetzt wegen einer Laune verfallen?“

„Du weißt, das ist keine Laune.“

Da sagte er das Wort wieder, bei dem sie in den letzten Tagen immer die Augen verdreht hatte. „Es ist unser Versöhnungsurlaub.“ Und sie verdrehte die Augen. „Also komm steig schon ein“, sagte er und lachte, als wäre die Versöhnung schon vollzogen und das Wort nur mehr eine ironische Erinnerung an die Zeit, als sie sich trennen wollten, „wir bereden alles Weitere bei der Fahrt.“

Sie wollten sich trennen, nach zwanzig Ehejahren, sie waren einander müde, es gab nichts Aktuelles, Seitensprünge bei ihr, Seitensprünge bei ihm, das alles lag Jahre zurück. Die Kinder sollten erst nach der Scheidung informiert werden. Da hatte der Mann die Idee mit dem Versöhnungsurlaub. „Wir dürfen“, hatte er gesagt, „unsere schöne Zeit nicht einfach wegschmeißen, das wäre nicht gerecht.“ Die Frau sah das ein. Sie liebte ihren Mann nicht mehr, und ob er sie noch liebte, bezweifelte sie, allein der Gedanke an diese Frage war anstrengend. Er war einfach der bessere Schwindler und Schmeichler. Was er sich wünschte, war eine lockere Ehe mit einmal am Tag einem fixen Essenstermin. Die übrige Zeit sollten sie beide nach Lust verbringen.

„Lust wozu, Lust worauf?“, hatte die Frau gefragt.

„Darüber“, hatte er geantwortet, „brauchen wir uns gegenseitig keine Rechenschaft abzulegen.“

Jetzt war sie eingestiegen, hatte sich auf den reservierten Platz gesetzt. In Fahrtrichtung, ihm gegenüber. Er nahm ihr den Mantel ab und küsste sie auf die Stirn. Das war wieder so herablassend, fand sie. Einem Kind küsst man auf die Stirn. Sie wusste, dass er es nicht herablassend meinte. Dass er nicht spürte, dass es herablassend wirkte, ärgerte sie noch mehr und kränkte sie noch mehr. Es war einer der Gipfel im Gebirge seiner Lieblosigkeit, dass er in zwanzig Jahren nicht gelernt hat, in ihrem Herzen zu lesen.

Der Mann bestellte das beste Frühstück, schmierte seiner Frau zwei Brote, eines mit Marmelade, eines mit Honig. „Kein Ei?“, fragte er. „Schmeckt ganz passabel hier.“

„Woher weißt du das?“, fragte sie. „Wann hast du jemals im Zug ein Ei gegessen?“

„Ich hab das nur so gesagt“, sagte er.

„Bitte“, sagte sie, „sag während dieses Urlaubs, oder wie du das nennen willst, was wir im Begriff sind zu tun, nie mehr etwas nur so, bitte!“

„Gut“, sagte er. „Versprochen.“

Sie wollte kein Ei. Sie wusste, wie Ei schmeckte. Sie setzte ihre Brille auf und öffnete das Buch beim Lesebändchen. Sie las nicht, schaute aber ins Buch. Er beobachtete sie.

„Wir machen uns einen richtig gemütlichen Urlaub, es liegt nur an uns, wie es sein wird“, sagte er.

„Du meinst an mir“, sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Du meinst, es liegt an mir. Bitte, nimm mich ernst!“

„Das will ich“, sagte er.

Sie hatte einen Knoten im Hals und wusste, jetzt noch ein Wort von ihm, und sie würde weinen. Er setzte sich ihr zur Seite, klappte die Armlehnen zwischen ihnen hoch, neigte seinen Oberkörper zu ihr hinüber, eine unbequeme Haltung sicher, sie roch sein Rasierwasser *Pour Monsieur* von Chanel, sie kaufte es ihm regelmäßig. Sachte hob sie ihre Hand und streichelte über seine dünnen Haare. Könnte sein, dass er diese Geste von ihr erwartete. Gerade fuhren sie an grünen Wiesen vorbei. In Venedig mussten sie umsteigen. Es war Nachmittag und lau, er



FOTO: MINITTA KANDLBAUER

Monika Helfer

sah einer jungen Frau in einem knappen roten Kleid nach. Sie ärgerte sich, sagte aber nichts. Er träumte zwei Minuten von einer Kaffeepause mit dieser jungen Frau. Warum kann ich nicht weiterträumen, fragte er sich. Nach der Kaffeepause könnte es doch weitergehen.

Sie stiegen in den Zug nach Rom. Sie: Fahrtrichtung. Er: Höflichkeit.

Und dann ohne Vorwarnung begann er: „Weißt du, wie ich das hasse, immer dieses dich mit Goldhandschuhen angreifen? Können wir, bitte, nicht einfach wie erwachsene Menschen gemeinsam in den Urlaub fahren, bitte? Wenn es dann wieder klappen soll mit uns. Willst du das nicht?“

„Wenn du es willst, werde ich es auch wollen“, sagte sie. „Aber es heißt Glacéhandschuhe und nicht Goldhandschuhe. Und sag bitte nicht in jedem Satz zweimal bitte, einmal in der Mitte und dann noch einmal am Ende.“

„So will ich es aber gerade nicht“, sagte der Mann, „so nicht“, stand auf und setzte sich in ein anderes Abteil.

Mann und Frau erhofften sich einen Neuanfang. Die Ehe sollte weitergehen, aber irgendwie anders, liebevoller. Beide wollten sich bemühen. Aber wie das so ist, man sitzt im Zug, schaut aus dem Fenster, sieht eine Laufmasche am Knie der Frau, einen Fleck auf dem Sacco des Mannes, und schon ist der Unfriede wieder da. Das Steak ist inwendig noch blutig, und vom Salat rinnt zu viel Essig. Warum ziehst du immer diese dünnen Stümpfe an und gib nicht mir das Fleisch auf den Teller, wenn du es nicht mehr magst. Das dachten sie, sagten aber nichts, lächelten sich an. Dieses bemühte Lächeln glaubte einer dem anderen nicht.

„Du traust mir so eine Formulierung nicht zu, hab ich recht?“

„Darf ich deine drei Punkte hören?“, fragte er.

Er war nur zehn Minuten oder weniger sogar in dem anderen Abteil gegessen, dann war er zurückgekehrt, im Gesicht eine absichtlich plump gespielte Reue, hatte vorgeschlagen, dass sie jeder drei Punkte aufschreiben, was sie sich wünschen, dass der andere lassen soll. So hatte er es formuliert, absichtlich plump gespielt.

„Meine drei Punkte sind“, sagte sie.

„Du hast sie ja nicht aufgeschrieben“, sagte er.

„Ich kann auf drei zählen“, sagte sie.

„Ich habe doch nicht gesagt, dass du nicht auf drei zählen kannst“, sagte er.

„Was ich mir wünsche, was du lassen sollst“, sagte sie, „kann ich auswendig.“

„Dann also“, sagte er.

„Nicht ironisch sein. Zweitens: Mich nicht kritisieren. Drittens: Nicht freundlich tun, wenn du nicht freundlich fühlst.“

Er dachte lang nach, machte ein absichtlich plump gespieltes Gesicht. Dann fragte er: „Hab ich dich recht verstanden: Das alles soll ich lassen?“

„Ja.“

„Zu Punkt eins. Ich soll es lassen, nicht ironisch zu sein?“

„Du weißt genau, was ich meine.“

„Wir haben uns vorgenommen, einander ernst zu nehmen“, sagte er, „und genau das will ich. Du wünschst dir also, ich soll es lassen, nicht ironisch zu sein. Das ist eine doppelte Verneinung. Das heißt, du willst dass ich ironisch bin. Und dass ich dich kritisiere. Und dass ich freundlich tue, wenn ich nicht freundlich fühle.“

Da stand sie auf und ging in ein anderes Abteil. Sie blieb erheblich länger als zehn Minuten.

„Wir könnten eine Vespa mieten und durch die engen Gassen fahren“, sagte der Mann.

„Meinst du, so tun, als wären wir gerade siebzehn?“

„Zum Beispiel“, sagte der Mann. „Ohne Helm und barfuß.“

Die Frau schloss die Augen und sah sich auf der Vespa sitzen, sie umfing seinen Bauch und wollte den Fahrtwind spüren. Das Gefühl stellte sich nicht ein.

Kaum waren sie in Napoli ausgestiegen, rannte ein schwarzlockiges Mädchen auf sie zu, so um die fünf Jahre, man weiß es bei denen nie so genau, und zupfte die Frau am Ärmel. Es sah mit leuchtenden Augen zu ihr auf und hinauf zum Mann. Die Frau öffnete ihre Geldbörse und gab dem Kind einen Fünf-Euro-Schein. Das Mädchen bückte sich und steckte den Schein in den Schuh. Dann riss es aus dem Haar eine Spange und drückte sie der Frau in die Hand. Die Spange war ein wenig feucht und klebte. Die Frau hielt sie in ihrer Faust. Das Mädchen folgte ihnen durch die Bahnhofshalle, folgte ihnen zum Taxi. Die Frau drehte sich nach dem Kind um, sagte aber nichts. Der Taxifahrer legte das Gepäck in den Kofferraum, machte „Schtsch!“ als verscheuche er ein Tier, und schüttelte den Finger gegen das Kind. Der Mann nun griff in sein Sacco und gab dem Mädchen einen Zwanziger.

Beide saßen sie im Taxi, die Frau beugte sich zu ihrem Mann hinüber und drückte seine Hand. Kein Wort wie üblich, etwa: Das Geld wird sie nicht lange behalten, gleich kommen ihre Bandenmitglieder und nehmen es ihr ab. Nicht ein Gedanke daran. Die Frau öffnete ihre Faust und steckte die Spange in ihre Haare. Was war mit ihnen geschehen? Sie rückten näher zueinander. Sie küssten sich. Nicht er küsste sie, oder sie küsste ihn, es war für den Augenblick eine „Gleichförmigkeit beider Gedanken“. – Mit diesen Worten erinnerten sie sich später daran.

Später – irgendwann zu Hause – wird er sagen: „Es war eine Gleichförmigkeit unserer Gedanken.“

„Diese Formulierung kommt mir bekannt vor“, wird sie sagen. „Warum kommt mir diese Formulierung bekannt vor?“

Habe ich so etwas irgendwo gelesen? Dann müsstest du es auch gelesen haben. Hast du diese Formulierung irgendwo gelesen? Wo? Oder habe ich dir davon erzählt. Sicher habe ich dir davon erzählt.“

Er wird gekränkt sein. „Ich habe diese Formulierung nirgends gelesen, und du hast mir nicht davon erzählt“, wird er sagen. „Sie stammt von mir.“

„Von dir?“, wird sie sagen. „Wirklich von dir?“ Sie wird übertrieben staunen. „Tatsächlich von dir?“

„Du traust mir so eine Formulierung nicht zu, hab ich recht?“, wird er sagen.

„Doch, doch“, wird sie sagen.

Und so wird das Gespräch weitergehen:

Er: „Also, jetzt hör einmal zu! Das ist bei Gott keine besonders intelligente Formulierung. Gleichförmigkeit unserer Gedanken. Da blitzt es nicht besonders. Es ist keine dumme Formulierung, aber auch keine allzu intelligente. Eine ganz durchschnittliche Formulierung.“

Sie: „Was möchtest du mir mitteilen?“

Er: „Dass du mir nicht einmal so eine durchschnittliche Formulierung zutraust. Jetzt weiß ich wenigstens, was du von mir hältst.“

Sie: „Es ist bereits alles wieder wie vorher.“

Er: „Und wessen Schuld ist es? Wessen Schuld?“

Sie: „Es ist alles wie vorher. Nicht schlimmer, nicht weniger schlimm. Alles gleich wie vorher. Wenn es wenigstens schlimmer wäre. Aber es ist gleich. Es ist bereits alles wieder, wie es vorher war.“

Er: „Was heißt bereits? Was heißt, wie es vorher war? Es war nie anders. Meine drei Punkte, erinnerst du dich? Nein, du erinnerst dich nicht. Du kannst dich gar nicht erinnern. Und warum nicht? Weil ich meine drei Punkte gar nicht vorgetragen habe. Du hast mich nicht zu Wort kommen lassen.“

Das Hotel hieß „Pausilypon“ – „Ende des Leidens“, sah nicht aus wie im Prospekt, war eben Napoli, da muss man großzügig sein. Das Fenster im Zimmer stand weit offen. Ein dünner Vorhang wehte. Der Blick hinaus auf den Golf und die Bucht von Pozzuoli waren ein Versprechen.

Monika Helfer, geboren 1947 in Au im Bregenzerwald, lebt als Schriftstellerin in Vorarlberg. Zuletzt erschien der Erzählband *Wie die Welt weiterging* (Hanser, 2024). Der hier abgedruckte Text erschien im September 2025 in der Zeitschrift *Miromente*.

In der kleinen Eisenbahn

Von Anna Weidenholzer

Wer die Fahrkarten kontrolliert, sitzt im letzten Waggon, das war das Erste, was Ilona zu mir sagte. Kein Hallo, kein Ich-freue-mich-dass-du-bei-uns-beginnst, nein, sie hängte einfach nur die Kette aus und wies mich an, Platz zu nehmen.

Du bist schon einmal mitgefahren?

Ich sagte Ja. Ich sagte nicht, dass ich erst seit Kurzem in der Stadt war, dass mir Parkeisenbahnen bis zu diesem Tag vollkommen egal gewesen waren, nicht einmal als Kind hätte ich mich dafür interessiert, hätte es in meiner Nähe eine gegeben. Ich verschwieg, dass mich das Sitzen in verkleinerten Zügen absolut kalt ließ, dass ich nur hier war, weil ich eine Arbeit gesucht hatte, bei der ich, ja, bei der ich was eigentlich suchte?

All das sagte ich nicht, und es tut auch nichts zur Sache. Hier soll es nicht um mich gehen. Das ist die Geschichte von Wandrak, die nicht ohne Ilona auskommt, und der einzigen Anweisung, die sie mir mitgab, als sie mir ihren Platz überließ. Keine betriebsfremden Personen in diesem Waggon. Ich schaute auf die Sitzbänke aus Holz, es war klar, wo Ilona saß.

Sie nahm mir gegenüber auf ihrem gepunkteten Sitzkissen Platz, sie richtete sich ein, ordnete ihre Haare, die sie mit viel Haarspray fixiert hatte. Ich würde es nicht als Angst bezeichnen, aber Ilona hatte etwas an sich, das mich nervös machte. Wie sie die Klammer in ihre Haare steckte. Wie sie sagte: Mach du, als wir in die erste Station einfuhren und mich mit einer Handbewegung von meinem Platz fortscheuchte, kontrollier die Fahrkarten. Wie sie danach schwieg. Bei keiner der folgenden Stationen stieg Ilona aus, sie blieb sitzen, wie sie war. Sie blieb still.

Ich kann nicht mehr sagen, wie viele Runden wir an diesem Tag fuhren, sie auf der Bank in Fahrtrichtung, ich ihr gegenüber. Mehrmals versuchte ich, ein Gespräch zu beginnen, aber jeder Gesprächsstoff prallte von ihr ab. Sie schaute nur auf Wiesen und Bäume, auf die Achterbahnen, an denen wir am hinteren Ende der Strecke vorbeifuhren. Irgendwie auch Züge, ich erinnere mich, das tatsächlich gesagt zu haben, als wir an der ersten Bahn vorbeikamen. Die Schienen, fügte ich schnell hinzu, als ich ihren Gesichtsausdruck sah, die Wagen fahren doch auch auf Schienen.

Ilona antwortete selbst auf diesen Unsinn nicht, sie schüttelte nur kurz den Kopf, ehe sie einem Menschen nachblickte, der still in den Abgrund raste. Sie sprach nicht über die medizinischen Aspekte einer Achterbahnfahrt, von der Möglichkeit, kostengünstig Nierensteine zu verlieren, kein Wort zur höheren Abgangsrate im letzten Wagen, den Forschungsergebnissen dazu, ein Thema, das sie zu dieser Zeit sehr beschäftigte, wie mir die Kolleginnen später erzählten.

Nein, sie schwieg. Es war Ende März, ein warmer März, die Forsythien beinahe verblüht, die Weiden trugen zarte Blätter. Bald würden die Holunderbüsche folgen. Über die Jahre wurde mir klar, es sind immer die Weiden, die beginnen, und es waren die Stunden, in denen Ilona Abschied nahm von den stets gleichen Runden auf einer fünfzehn Zoll Schmalspurbahn.

Ilona tauchte hier nie wieder auf. Es hätte keine Rolle gespielt, ob ich ihre Anweisung befolgte oder nicht, solange der Betriebsablauf nicht gestört wurde. Aber ich hielt mich daran: keine betriebsfremden Personen in diesem Waggon. Nach Ilona saß hier niemand mehr. Und vielleicht wäre es ewig so weitergegangen. Aber dann kam Wandrak und brachte alles durcheinander. Sein Taschentuch hängt immer noch dort, wo es der Wind hingetragen hat. Vielleicht ahnte Ilona, was passieren würde, vielleicht hatte sie eine ähnliche Fahrgastbegegnung. Ich weiß es nicht. Ich hätte mich an ihre Anweisung halten sollen, dann könnte ich jetzt an diesem Baum vorbeifahren, als ob nichts gewesen wäre. Nicht immer wieder an diese Geschichte denken, nicht immer wieder schauen, ob er vielleicht am Bahnsteig steht. Vierzehn Wochen ist es her, dass er hier gewesen ist. Einmal meinte ich, ihn an der Station winken zu sehen, aber es war nur der Kollege von der Kassa, der eine Stofftasche ausschüttelte. Vierzehn Wochen.

Wir hatten den Betrieb gerade erst wieder aufgenommen. Es war Frühling, eines der ersten wirklich warmen Wochenenden, wo die Menschen fröhlich ohne Jacken aus ihren Häusern kommen und dann doch bereuen, keine mitgebracht zu haben, weil es durch den Fahrtwind kühler ist. Das wiederholt sich Jahr für Jahr. Der Fahrtwind der Parkeisenbahn wird häufig unterschätzt, wie überhaupt vieles an ihr unterschätzt wird. Ich sage es immer wieder: Das ist eine Eisenbahn, und eine Eisenbahn, die mit bis zu zwanzig Stundenkilometern auf dreihunderteinundachtzig Millimetern Spurweite durch ein weitläufiges Parkgelände fährt, ist zwar ein Vergnügen, aber auch eine brisante Angelegenheit. Setzen Sie sich bitte hin, strecken Sie nichts hinaus. Die Menschen lachen dann, als ob eine Parkeisenbahn keine richtige Eisenbahn wäre, als ob unsere Dampflokomotiven nicht einer normalspurigen Pacific-Schnellzuglokomotive ähnelten, ja, als ob der Maßstab eins zu drei Komma dreiunddreißig sämtliche Regeln des Bahnverkehrs aufheben könnte.

Wie auch immer, Wandrak sah aus wie einer, der gut vorbereitet war: eine windfeste Jacke mit Reißverschluss und Kapuze, falls die Kälte in den Nacken kriecht, eine Kappe zum Schutz vor



FOTO: ERIKA MAVER

Anna Weidenholzer

Sonnenstrahlen. So stand er da, zwischen all den Familien und aufgeregten Kindern, den Eltern, die versuchten, zwei Kinderwägen ins Abteil zu quetschen, bis sie sich doch dazu entschlossen, zumindest einen an der Station stehen zu lassen. Wandrak wartete ruhig, er drängelte nicht. Er lächelte, als befände er sich nicht in der angespannten Situation, möglicherweise in keinem der Waggons einen Platz zu finden. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, ging er langsam den Bahnsteig auf und ab. Ich hätte sagen sollen: Bitte zurücktreten, in fünfzehn Minuten kommt der nächste Zug, er ist bestimmt weniger voll. Ich hätte pfeifen sollen, das Abfahrtssignal geben, nicht auf ihn achten. Aber als ich ihn so sah, wie er die Wagen abschrift, den Fahrgästen unaufdringlich freundlich zunickte, beschloss ich, mich zum ersten Mal in sieben Jahren Ilonas Regel zu widersetzen. Ja, ich hatte Mitleid mit ihm, wie er zwischen all den Familien stand, als ob ihn jemand verloren hätte. Ich war mir sicher, er war keiner der Männer im mittleren hohen Alter, die ihre Sätze mit Wussten Sie begannen und meinten, mir etwas von Spurweite und Loktypen erzählen zu können. Schmalspurbahner mit Hang zu Garteneisenbahnen, die Gleichgesinnte suchten, Männer, deren Herzen für die kleinen Eisenbahnen schlugen, die sich über die Martens'sche Einheitsliliputlok unterhalten wollten, das jeweilige Fahrverhalten unserer Diesellokomotiven oder die Restaurierung des Mantelbudenläutewerks.

Bis heute verstehe ich den Drang erwachsener Männer nicht, sich in möglichst kleine Züge zu setzen. Aber es gibt sie, und wir sind freundlich zu ihnen, weil sie treue Fahrgäste sind und solche Neigungen teils über Generationen weitergegeben werden. Wie auch immer, Wandrak war keiner von ihnen, das war mir sofort klar. Er wirkte eher wie einer, dem es wider-

strebt, seine gewohnte Routine zu durchbrechen, die darin bestand, zwischen Kastanien und Platanen zu flanieren. Ja, Wandrak sah aus wie ein Flaneur, der aus triftigem Grund die Entscheidung getroffen hatte, sich einer kleinen Eisenbahn mit rosa Diesellokomotive anzunähern.

Kommen Sie, sagte ich also, als er beim hintersten Waggon ankam, und er bedankte sich aufrichtig. Er nahm seine Kappe ab, als er einstieg, er legte sie sorgfältig neben sich auf die Bank. Ich pfiiff, ich winkte, die Lokomotive pfiiff zurück, ich sprang in den anfahrenden Waggon, auch das etwas, was niemandem sonst erlaubt ist. Wandrak saß auf meinem Platz, also setzte ich mich ihm gegenüber hin. Wir nickten uns zu. Unter seinem Schnurrbart lächelte er. Wandrak, sagte er und deutete eine Verbeugung an, danach blickten wir beide auf den Wald, der an uns vorüberzog.

Dieser Streckenabschnitt ist mir der liebste, wenn das Licht durch die Bäume fällt, besonders in den Abendstunden, das Licht und dazu das Rattern der Räder, wo die Schienen längst erneuert werden sollten. Dann und wann ein umgefallener Baumstamm im Dickicht, ab und zu ein Eichhörnchen. Gleich würde die Stelle kommen, an der Bärlauch wächst. Ich schloss die Augen und atmete durch die Nase ein, es roch nach Knoblauch. Ich bin das nicht, hörte ich jemanden sagen, ich blickte zu Wandrak hinüber. Er sah mich an und nickte mir wieder freundlich zu, sichtlich im Genuss des Streckenabschnitts. Es hätte mich nicht gewundert, wäre der Satz von ihm gekommen.

An der nächsten Haltestelle stieg niemand aus und in weiterer Folge auch niemand ein, wir hielten uns nicht lange auf. An publikumsstarken Tagen ist diese Station wie Lottospielen, entweder Sie haben Glück, aber meistens nicht. Wir fuhren den zweiten Abschnitt durch den Wald, schneller, die Fahrgäste ohne Jacken froren spätestens hier. Wir kamen an den Tennisplätzen vorbei, am Fußballfeld, wir waren nur noch zwei, drei Minuten von der Kreuzung entfernt, wo unsere kleine Eisenbahn an den meisten Menschen vorüberfährt.

Und genau da begann Wandrak zu sprechen. Mit dem ersten Satz fiel mir auf, was mich bereits irritiert hatte, als er seinen Namen genannt hatte. Seine Stimme war anders als erwartet, tiefer und leiser. Es gibt sie, diese Stimmen, die nicht passen, genauso wie Menschen, die mit falschen Namen durch das Leben gehen, die man ständig anders nennen möchte, weil sie mehr Daniel sind als Jonas oder Jonathan. Wie auch immer, Wandrak sprach.

Die Mami haben wir aufgeteilt, sagte er. Er saß mit Blick zum Weg, der an den Gleisen entlangführt, ich musste mich etwas nach vorne lehnen, um ihn zu verstehen.

Die eine Hälfte die Schwester, sagte er, die andere ich, das hat sie sich so gewünscht. Endlich gleichzeitig bei uns beiden zu sein, selbst wenn eine Bundesgrenze zwischen unseren Betten liegt. Wir haben das Siegel aufgebrochen und einen Teil der Asche in die gelbe Plastikdose gekippt, in der sie den Kaffee

aufbewahrt hat, den sie bis zum Schluss fünfmal täglich trank. Üblicherweise liegt mir an solchen Dingen nichts, aber es hat mich dann doch berührt, zu sehen, wie die Mutter staubt. Sie wissen bestimmt: Wir alle kommen aus einem Menschen, und meistens nennen wir ihn Mami oder Mama. Die Mami haben wir aufgeteilt, den Vater vermute ich hier. Und es ist gut, dass er sich hier befindet, wo er niemals Ruhe haben wird.

Er öffnete den Reißverschluss seiner Jackentasche und fuhr mit der linken Hand hinein, als ob er sich wärmen wollte. Ich richtete mich auf, weil wir uns kurz vor der Station befanden. Wandrak schwieg, als ich den Waggon verließ. Er schwieg, als wir losfuhren und ich ihm gegenüber wieder Platz nahm. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verfinstert, von dem freundlichen Lächeln vorhin im Wald war nichts mehr geblieben. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, ihn hier sitzen zu lassen, dachte ich das in diesem Moment?

Die Mami haben wir aufgeteilt. Die eine Hälfte die Schwester, die andere ich.

Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur an das Gefühl, am falschen Platz zu sein, weil ich ansonsten dort saß, wo Wandrak jetzt war, und ich nicht gerne entgegen der Fahrtrichtung fahre. An das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Für einen kurzen Moment schloss ich die Augen, und als ich sie wieder öffnete, sah ich, wie Wandrak ein weißes Stofftaschentuch aus seiner Jackentasche zog, wo gerade noch seine Hand gesteckt hatte. Er legte das Taschentuch auf den Schoß, sein Brustkorb hob und senkte sich, er atmete tiefer als zuvor. Alles in Ordnung?, wollte ich fragen, aber da stand er schon auf und setzte sich neben mich, gleich würde der Spielplatz kommen. Er griff nach seiner Kappe, die noch auf der gegenüberliegenden Bank war, er setzte sie auf. Er sagte: Sie werden mich für einen nachtragenden Zeitgenossen halten, meinetwegen, vielleicht ist es so. Aber irgendwie muss man gutmachen, was die Vorfahren angerichtet haben.

Wir fuhren jetzt mit Höchstgeschwindigkeit. Wandrak schrie, um gegen den Fahrtwind anzukommen. Er schrie: Glauben Sie an Wiedergeburt? Ich schüttelte den Kopf und dachte an Ilona. Keine betriebsfremden Personen in diesem Waggon. Wandrak strich das Taschentuch glatt, eine Ecke war umgeklappt, er richtete sie gerade. Er schrie: Ich habe ihn lange Zeit im Ponykarussell vermutet, dieses eine Pony mit dem Namen Waltraud, das stets die Ohren angelegt hat und dessen Rücken so durchgeritten ist, dass er fast bis zum Bauch durchhängt, ein geschecktes Pony, das nicht und nicht sterben will und jetzt pensioniert und schlecht gelaunt auf der Koppel neben dem Ponykarussell steht, wo die Kinder immer noch über den

Zaun gehalten werden und ihre Hände nach ihm ausstrecken. Mehrmals pro Jahr bin ich wegen diesem Pony angereist, in die Stadt, in der meine Kindheit geschehen ist. Waltraud hasst Kinder, das habe ich ihr gleich angesehen. Zig Kindern habe ich deshalb Runden auf Waltraud bezahlt, aber irgendwann sind mir Zweifel gekommen, ja, nach all den Jahren konnte ich plötzlich nicht mehr sagen, wie ich auf die Idee gekommen war, dass mein Vater ausgerechnet in diesem Pony steckt. Es könnte sein, dass es so ist, es könnte sich aber genauso gut anders verhalten. Wenn es so ist, tut es mir leid für Waltraud und all die Runden, die sie gehen musste, all die Kinder, die ihre Füße gegen ihren Bauch schlugen.

Wandrak räusperte sich. Als ich damals so nachdachte, sagte er, kam mir der Gedanke, dass ich in meinem Drang, meinem Vater in seiner Wiedergeburt wehzutun, im Begriff war, genauso zu werden wie er. Ich kaufte einen Sack Karotten und kippte einen Teil davon über den Zaun der Koppel, den Rest versuchte ich, in die hintere Ecke zu werfen, dorthin, wo sich Waltraud meistens zurückzog. Ich traf sie ein-, zweimal, sie peitschte mit ihrem Schweif, als wollte sie einen Schwarm Mücken vertreiben. Die Karotten ließ sie liegen, aber ich war mir sicher, sobald ich ihr den Rücken zudrehte, würde sie zu fressen beginnen. Auch mein Vater hätte sich diese Blöße nicht gegeben.

Wandrak faltete nun sorgfältig das Taschentuch auf seinem Schoß. Sie werden mich für einen nachtragenden Zeitgenossen halten, meinetwegen, aber ich stellte mich der Auswahlmöglichkeit, zu handeln wie mein Vater oder nicht. Also bin ich heute wieder hier, mit dem letzten Stück, das mir von ihm geblieben ist, ein weißes Stofftaschentuch mit unseren Anfangsbuchstaben in Rot. Unseren, weil ich seinen Namen trage, wie er den Namen seines Vaters trug. Die Buchstaben, mit denen er begonnen hat, ich setze sie anders fort. Sehen Sie. W für Winke und A für Allen. Mein Vater hat uns Kinder verachtet, und er hat das Winken verachtet, er sagte, es sei nur für Idioten, die nichts anderes mit ihren Händen anzufangen wüssten, eine vollkommen sinnlose Tätigkeit. Ich muss sagen, dass auch mich das Winken anfangs einiges an Überwindung kostete, stets hatte ich diese Sätze im Hinterkopf. Und seien wir ehrlich: Welche erwachsenen Menschen winken Unbekannten zu, ausgenommen Menschen in Booten, Ausflugszügen und Kutschen? Wenige. Ich kann Ihnen sagen, es ist schade, dass es sich so verhält. Was für eine Befreiung es war, das Taschentuch durch die Luft zu schwenken und Kinder, ja auch erwachsene Menschen lächeln zu sehen, ihnen eine Freude zu machen. Hier, bitte, versuchen Sie.

Er hielt mir sein Stofftaschentuch hin. Es sah sauber aus, aber es erinnerte mich trotzdem an das Taschentuch meines Großvaters, mit dem er mir die Nase geputzt hatte, dieser Geruch von Aftershave und Flecken, die viel zu selten ausgewaschen wurden. Auf diesem Stück Stoff waren wir zusammengekommen, der Großvater und ich, und ich überlegte, Wandrak zu

fragen, ob auch er ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, aber ich wollte das Gespräch nicht erneut auf Familienangelegenheiten bringen. Also griff ich nach seinem Taschentuch und ließ es in der Luft flattern, kurz, eine Sekunde, vielleicht zwei, da riss es mir Wandrak schon aus der Hand und schwenkte es, gleich einem Friedensangebot, besonders, wenn wir an Kindern vorbeikamen.

Sein Gesicht hellte auf. Vereinzelt winkten Leute zurück. Manche zögerten, als ob sie sich nicht sicher seien, wie dieser mittelalte Mann einzuschätzen sei, der mit einem weißen Stofftaschentuch in einer Parkeisenbahn saß. Wandrak lächelte, er sagte: Tatsächlich. Meine Vermutung war richtig, dass mehr Menschen mein Winken erwidern, wenn es aus diesem Fahrzeug kommt. Sehen Sie, dort hebt noch jemand die Hand.

Vielleicht dachten manche, er würde zu unserem Betrieb gehören, weil er im Dienstabteil saß, eine neue Attraktion zu Saisonbeginn, der winkende Mann. Mir fiel die Chefin ein, ich überlegte, was sie davon halten würde, dass Wandrak auf diese Art und Weise seine Vergangenheit aufarbeitet, ich sah sein Strahlen, und ich hörte ihr Seufzen, ob Ilona mir denn nicht gesagt habe, würde sie fragen, wie jedes Mal in den Anfangstagen, wenn etwas nicht nach Plan verlaufen war, Ilona hat dir doch alles gezeigt, hatte sie gesagt und sich in ihrem Sessel hinter der Kassa gedreht, du weißt doch, wie es geht. Die Lokomotive pff. Ich beschloss, Wandrak darauf hinzuweisen, dass er vor dem Hauptbahnhof zu weniger auffälligen Winkbewegungen übergehen müsse, Winkbewegungen, die nur mit der Hand ausgeführt werden.

Und genau in diesem Moment flog das Taschentuch weg. Ich weiß nicht, ob er es absichtlich fliegen ließ oder ob es einfach geschah. Er blickte ihm still hinterher, wie es sich im Baum verfang. Dann legte er die Hände auf den Schoß und nickte mir erneut zu. Entschuldigen Sie bitte, sagte er nach einer Weile, solche Gespräche sind nichts für eine kleine Eisenbahn. Das hier ist ein Ort, an dem man sich vergnügt. Danke, sagte er, als wir wenig später in den Hauptbahnhof einfuhren. Er öffnete die Kette noch während der Fahrt, aber er erhob sich erst, als der Zug zum Halten kam. Er stieg aus, und hätte er einen Hut gehabt, hätte er ihn an dieser Stelle gezogen, ich bin mir sicher. Aber Wandrak hielt nur seine Kappe fest und deutete eine Verbeugung an. Ich nickte ihm zu.

Haben Sie das jetzt alles geglaubt?, fragte er mich, bevor er sich zum Gehen umdrehte. Ja, antwortete ich. Gut so, sagte er und flanierte in Richtung Ponykarussell davon.

© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Anna Weidenholzer, geboren 1984 in Linz, lebt als Schriftstellerin in Wien. Zuletzt erschien der Erzählband *Hier treibt mein Kartoffelherz* (Matthes & Seitz, 2025), aus dem auch der hier abgedruckte Text stammt.

Engel auf Krücken

Von Ralf Rothmann

Solange es nicht fror, wurde gearbeitet, auch am Tag vor dem Heiligen Abend, denn nach Weihnachten sollten die Fundamente für den zweiten Flügel betoniert werden, und Willi, ein hagerer, fast kahlköpfiger Hilfsarbeiter Ende fünfzig, zündete den Haufen leerer Zementtüten neben dem Mischer an. Das grau bestaubte Papier brannte nur scheinbar schlecht; in Wahrheit waren die Flammen so hell, dass man sie kaum sah und sich rasch die Ärmel oder die Haare auf dem Handrücken versengte.

„Ich war immer beim Werner“, sagte er, und Clemente, der neue Bauleiter, schüttelte kurz den Kopf, als sei das jetzt nicht die Frage. Unter dem offenen Mantel trug er einen Anzug, einen Zweireiher, und glänzend braune Schuhe, und Willi goss etwas Mischöl in die Trommel.

„Sie können ihn fragen“, beharrte er, öffnete den verbeulten Motorkasten und verstellte die Umdrehungszahl.

„Schon als er noch einfacher Vorarbeiter war, vor über dreißig Jahren, hab ich ihm den Speiß gemischt, erste Sahne. Und wenn ich den Maurern die Steine aufs Gerüst stapeln sollte, musste er mir nicht erklären, wo die scharfkantigsten hinkommen: natürlich an die Ecken, immer an die Ecken. Eine Akkord-Kolonne ist nur so gut wie ihr Handlanger.“

Das hatte Clemente, der in der Firmenleitung saß, selbst einmal zu ihm gesagt, und Willi hoffte, dass er sich jetzt nicht daran erinnern würde. Auf seinen Schaufelstiel gestützt, suchte er die Fassade des Rohbaus ab, einer mehrstöckigen Mietskaserne an der Lennefeldtstraße. Ganz oben arbeiteten die Einschaler, kroatische Subunternehmer, die Werner immer genauestens kontrollierte, doch konnte er den weißen Polierhelm nirgends sehen. „Er lässt bestimmt nicht zu, dass Sie mich auf eine andere Baustelle schicken“, beharrte er. „Das wäre ja das erste Mal in all der Zeit! Weiß er das überhaupt?“ Clemente schnalzte verärgert. Der Kranführer hatte einen Stapel Kanthölzer direkt vor seinem Wagen abgesetzt, Pfützenwasser spritzte auf den weißen Lack. „Natürlich haben wir uns das lange überlegt“, sagte er. „Die Kolonne Mühlhaus, da kann ich sicher für alle sprechen, wusste immer, was sie an dir hatte. Aber seit der Sache mit deiner Hüfte, lass uns ehrlich sein, bist du nicht mehr so belastbar wie früher.“ Beschwichtigend hob er die Hände. „Was auch in Ordnung ist, keine Frage! Niemand wird jünger, jedem von uns kann morgen dasselbe passieren.“

Er blickte auf seine Uhr. „Allerdings: Wenn die Maurer auf dem Gerüst stehen und Taschenbillard spielen, weil du den Zementsack nicht hochkriegst, kann man den Akkord natürlich vergessen. Und die haben Familien zu ernähren

und Hypotheken und Autos abzubezahlen, das weißt du. Wir denken, dass nach der Pause der Neue, dieser Finn, hier den Handlanger macht; alle in der Kolonne haben sich dafür ausgesprochen, er scheint ja ganz patent zu sein. Und du meldest dich im Amtsgericht am Bahnhof, das ist eine gemütliche Innenbaustelle, da kannst du Wind und Wetter vergessen. Außerdem haben die keinen Akkord; du stemmst und spachtelst ein bisschen und hast immer pünktlich Feierabend.“

Willi nahm die alte Mütze ab und strich sich über die Glatze; was konnte er schon machen. Wahrscheinlich war's noch ein Entgegenkommen, dass man ihm den Wechsel so schonend ankündigte; normalerweise kriegte man einen Laufzettel zugesteckt, fertig. Aber dass ausgerechnet so ein Schleimer wie dieser Finn, der Jatzek mit Nachnamen hieß, seinen Platz einnehmen sollte, verbitterte ihn doch. Der war höchstens Mitte zwanzig, also ähnlich jung wie er seinerzeit, als er beim Werner anfang, und ein auffallend schönes Kerlchen, viel zu schön für einen Hilfsarbeiter. Er hatte Locken, die immer wie geföhnt aussahen, einen Schnäuzer, den er mit der Zahnbürste kämmte, und eine richtige Radiostimme; deshalb klang alles Dumme, was er von sich gab, doppelt dumm. Doch blieb er immer noch klug genug, niemandem, der über ihm stand, zu widersprechen, schon gar nicht dem Polier.

Bis dein Antrag auf Frührente durch ist, bringen wir dich schon irgendwo unter, da musst du keine Sorgen haben.

Dem wusch er sogar jeden Freitag den Mercedes, und dass er ihm oft Fragen stellte, die sich von selbst beantworteten, etwa „Mischungsverhältnis eins zu drei, Werner?“ oder „Isolierputz bis Oberkante Kellerfenster?“, war weniger einfältig als vielmehr gewieft. So wollte er allen zeigen, dass er ganz bei der Sache war, voll konzentriert, und „eine Baustelle lesen“ konnte, wie man sagte. Außerdem war er flink und arbeitete im Laufschritt, sobald ihn jemand aus dem Büro im Blick hatte.

War man aber mit ihm allein in irgendeiner entlegenen Ecke des Rohbaus, konnte man sicher sein, dass er sich erst einmal eine Zigarette ansteckte, auf dem Handy herumtippte oder dreckige Witze riss, während er einem den beschwerlicheren Teil der Arbeit überließ. „Kannst du überhaupt noch

knattern, so hüftlahm, wie du jetzt bist?“, hatte er neulich gefragt und sich mit einem Span die Nägel gereinigt. „Oder soll ich dir schnell mal die Nülle kitzeln?“

Ein Sattelschlepper bog auf das Gelände, und der Bauführer, von dem schon mal ein Foto in der „Neuen Ruhr Zeitung“ gestanden hatte, denn in seiner Freizeit trainierte er die Jugend bei Rot-Weiß, nahm sich einen Lappen aus dem Eimer. „Also“, sagte er, stellte einen Fuß auf das Dieselfass und polierte seine Schuhe, obwohl sie bereits glänzten, „bis dein Antrag auf Frührente durch ist, bringen wir dich schon irgendwo unter, da musst du keine Sorgen haben. Am besten, du machst jetzt Pause und fährst anschließend zum Amtsgericht. Da ist der alte Hentschel Polier, den kennst du, oder? Ein finer Kerl, bei dem hab ich als Student mein Praktikum gemacht.“ Willi runzelte die Brauen. „In die Pause soll ich gehen? Jetzt? Aber es ist noch gar nicht eins ... Außerdem kommt da eine Ladung Kalksandsteine, dreißig Kubikmeter; die müssen vermauert werden. – Haben Sie das denn dem Werner gesagt?“

Der Bauleiter ging zu seinem Auto, einem neuen Alfa Romeo, und wischte mit dem Lappen das Pfützenwasser vom Lack. „Ja, ja“, erwiderte er, nun hörbar entnervt, „wir machen hier bestimmt nichts ohne Absprache.“ Wieder blickte er auf die Uhr, die teuer aussah; aber eine Rolex war es wohl nicht. „Ich könnte dich auch gleich mitnehmen in die Innenstadt, hab einen Termin im Bauamt; dann musst du dich aber rasch umziehen ...“ Willi drehte am Kipprad der Trommel und goss den fertigen Mörtel in den „Japaner“, die große Schubkarre mit den zwei Rädern, die ihm ein Lehrjunge hingeschoben hatte. Nagel um Nagel wurde in den oberen Räumen des Rohbaus eingeschlagen, aber in der blassen Dezembersonne waren nur die Köpfe der Einschaler zu sehen, ihre gelben Helme. „Danke“, sagte Willi schließlich, steckte sich eine Zigarette an und humpelte zwischen den Pfützen zur Pausen-Baracke: „Ich hab schon verstanden, Chef. Ich nehm die Bahn.“

Der Laufzettel, von Werner unterschrieben, lag an seinem Platz, und als er kurz darauf gewaschen und umgezogen an den Straßenrand trat – die Haltestelle befand sich gegenüber –, zerhackte Jatzek schon einen Sack Zement mit dem Schaufelblatt, kippte eine Hälfte in den Mischer. Der Kranführer piffte und winkte aus seinem Kabuff herunter, und Willi, die schmutzigen Sachen und die Arbeitsschuhe in einer Plastiktüte, einer großen von C&A, winkte zurück. Die Bahn kam in sieben Minuten, und während er nach Münzen für die Fahrkarte kramte, fiel ihm ein, dass er seine neue Kappe im Maschinenkasten vergessen hatte. Seufzend machte er noch einmal kehrt.

Sein Nachfolger sah ihn nicht an. Beide Hände auf den Schaufelstiel gestützt, das Kinn auf den Fingerrücken, stand er da wie sonst er und blinzelte in den fahlen Himmel. Wenn die Maschine rumpelte, war der Speiß noch nicht geschmeidig genug, da musste man warten und hatte Zeit, die leeren Tüten zu verbrennen. Aber Jatzek überließ sie dem Wind, der sie über die großen Pfützen der Baustelle schob. „Machst du etwa schon Feierabend?“, fragte er, fast ohne die Lippen zu bewegen.

„So gut hätte ich's auch gern. Eine kaputte Hüfte hat was für sich, oder? Da wird man geschont. Vielleicht kriegst du ja bald wieder einen hoch.“

Wenn er lachte, war es mit seiner Schönheit gleich vorbei, denn dann sah man mehr bläuliches Zahnfleisch als Zähne. Stummelkurz waren die, wie abgeschliffen, und standen ziemlich weit auseinander, und Willi lag einiges auf den Lippen, doch schluckte er es herunter. Er zog die eingeschweißte Mütze aus dem Motorkasten, ein Geschenk der Zementfabrik, und suchte noch einmal die Fassade des Rohbaus ab, Fenster um Fenster. „Du nimmst zu wenig Mischöl, Junge“, sagte er beiläufig.

„Der Schlamm bleibt denen an der Kelle kleben.“

Jeder Stein, ob aus Ton, Bims oder Beton, brauchte seine eigene Mörtel-Konsistenz; das hatte man in den Fingerspitzen, oder eben nicht, und Jatzek beulte sich die Wange mit der Zunge aus und erwiderte: „Das halt' ich für'n Gerücht. Du hast immer zu viel davon genommen, die ganze Zeit. Die Maurer haben nichts gesagt, weil sie dich schonen wollten, aber denen rutschten dauernd die Steine aus dem Lot.“ Er leckte sich den Zementstaub von den Lippen, spuckte in die Trommel. „Also, fröhliche Weihnachten, Alter. Lass dir 'ne schöne Krücke schenken.“

An seinem nervösen Blinzeln konnte Willi erkennen, dass er log; grinsend wendete er sich ab. Die Bahn bog in die Straße, die Räder kreischten in den engen Schienen, und nun entdeckte er doch noch den weißen Polierhelm im oberen Stock. Der große, an die Verschalung geheftete Plan, den Werner gerade mit dem Rotstift korrigierte, wölbte sich im Wind, und er sah aus den Augenwinkeln zu ihm herunter und hob kurz einmal die Hand. „Mach's gut“, hieß das, aber ebenso: „Ich hab zu tun, Mann, werd nicht rührselig. Auch nach zweiunddreißig Jahren nicht.“

Die Baustelle in der Innenstadt, auf der er sich melden sollte, hieß zwar Amtsgericht, tatsächlich wurde jedoch das dahinter liegende Untersuchungsgefängnis renoviert. Durch eine schmale, in ein riesiges Stahltor eingelassene Tür trat man auf den halbrunden Hof, der ganz im Schatten des siebenstöckigen Gebäudes lag, eines sichtlich alten mit unzähligen vergitterten Fenstern. Davor standen die blauen Personal- und Magazin-Container der Firma, und der alte Konrad Hentschel, den Willi gut leiden mochte, prüfte seinen Laufzettel und kratzte sich den Kopf. Er trug einen mehrfach um den Hals gewickelten Schal und war verschnupft. „Meine Fresse, jetzt schicken sie mir schon wieder so einen Invaliden“, sagte er und grinste ihn an. „Bald krieg ich einen Orden von der Caritas. Wie war's in der Knochenmühle?“

Er meinte die Reha am Baldeyensee, und Willi nickte.

„Nicht übel“, sagte er. „Jeden Tag Kaffee und Kuchen, sonntags sogar zwei Stück.“

Konrad, der eine Kalkschulter und Probleme mit der Wirbelsäule hatte, war vor Jahren in derselben Klinik gewesen und sagte: „Nur ein bisschen einsam, oder? Wer will schon ei-

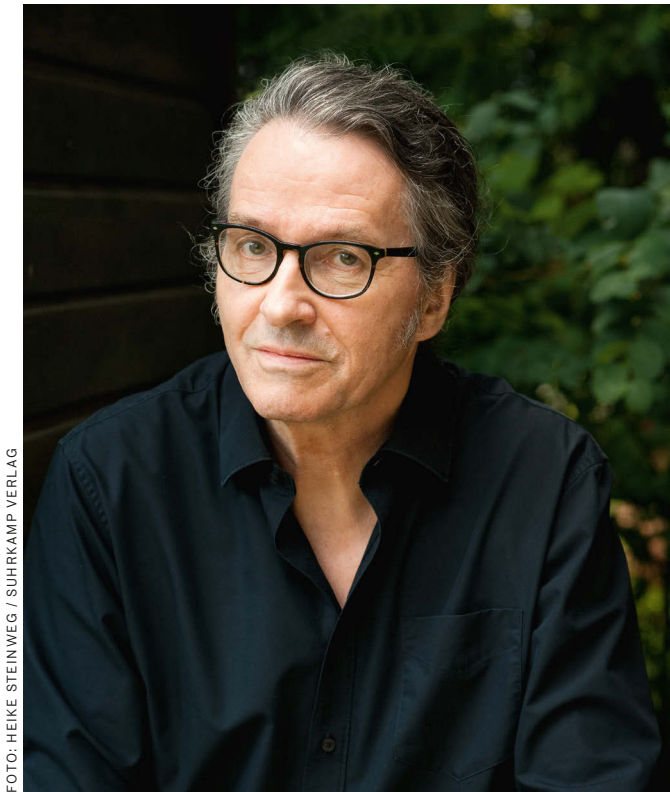


FOTO: HEIKE STEINWEG / SUHRKAMP VERLAG

Ralf Rothmann

nen humpelnden Kurschatten haben. – Pass auf, es gibt hier ’n paar Personalprobleme; kein einziger Facharbeiter, nicht mal ein Handlanger, nur wischende Stifte. Dabei tickt die Uhr, und wenn gleich die Mörder kommen, nimmst du dir einen von denen, holst dir ein paar ordentliche Hämmer und Meißel aus dem Magazin und steigst hoch in die Siebte. Der Aufzug ist heute leider defekt.“

Er kniff ein Auge zu; es gab also keinen. „Da oben ist schon alles markiert: Die alten Gitter müssen raus, die Fenster vergrößert und die Türen verbreitert werden, Zelle für Zelle. Außerdem brauchen wir neue Kabel- und Leitungsschächte, mindestens fünfzehn Zentimeter tief. Und falls du dich wunderst, wenn dir nach Feierabend die Arme abfallen: Das sind diese violetten Ziegel aus der Kaiserzeit, Hartbrandziegel, nur Stahl ist härter. ‚Have fun!‘, wie mein Enkel neuerdings sagt.“

Willi runzelte die Brauen. „Mit dem Meißel sollen wir das raushauen? Wieso das? Gibt’s denn keine Pressluftschlämmer? Oder wenigstens diese elektrischen, diese Tango-Dinger...“

Konrad wies auf das Gerichtsgebäude. Man konnte hier und da Computerbildschirme sehen und kurz einmal eine Lautsprecherstimme hören, dann einen Gong wie in der Schule, und er sagte: „Die meisten Verhandlungsräume und Büros sind auf dieser Seite, und der Justizbetrieb muss weitergehen. Die Damen und Herren Richter könnten sich gestört fühlen bei der Rechtsprechung, wenn hier acht Stunden täglich Kompressoren dröhnen oder Elektrohämmer knattern würden. Also huschen wir auf Zehenspitzen durch den Knast und pi-

cken nur ganz zärtlich herum, wie die Spatzen, auch wenn es doppelt so lange dauert. Aber wie gesagt, gleich kommen ein paar starke Männer, die schubbern sogar sonntags, und vielleicht werden wir ja noch vor der Rente fertig.“

Es bewölkte sich, vereinzelte Schneeflocken wehten umher, und Willi ging in die Arbeiter-Bude auf der anderen Hofseite. Die fünf Maurerlehrlinge, die neben dem Öfen ihre Mittagsbrote aßen, verstummten kurz, als er in die Tür trat. Ihrem Alter und ihren steifen weißen Anzügen nach waren es Stifte im ersten Jahr, die man gewöhnlich auf Baustellen schickte, auf denen es entweder besonders dreckig oder besonders hart zuzuging, und sie sprachen gedämpfter weiter, während er sich umzog, beantworteten seine Fragen aber prompt. Es waren die üblichen Auskünfte, die man sich holte, wenn man auf eine neue Baustelle kam: Wann war Schichtbeginn, wann Feierabend, wer erledigte den Einkauf für die Pausen, gab es eine Waschmöglichkeit und wo war das Klo? Und erst als sie an seiner Hose ohne Zollstocktasche und seiner blauen Jacke sahen, dass er kein vorgesetzter Geselle, sondern ein Handlanger war, wurden sie wieder ausgelassener und lauter, sprangen über die Bänke und rissen sich gegenseitig die „Bild“-Zeitung mit der Nackten des Tages aus den Händen. Sie trug Weihnachtskugeln an den Ohren.

Am morgigen Heiligen Abend sollte bis mittags gearbeitet werden, und Willi schraubte seine Thermoskanne auf, trank einen Schluck Tee und wollte von einem der Jungen wissen, was denn das für Männer seien, die gleich auf die Baustelle kämen. Erstaunlich zart für einen angehenden Maurer war er, mit Brille und verpflesterten Fingern, und er hob die schmalen Schultern und sagte wie Konrad gerade: „Na, Mörder halt, aus dem Knast in Bochum, glaub ich. Oder Schläger, Vergewaltiger, Bankräuber und so. Die werden demnächst entlassen und dürfen schon mal wegen guter Führung draußen arbeiten, fast für lau. Seit Tagen kommen die mal morgens, mal nachmittags, und das Erste, was die fragen, ist, ob du ’ne Schwester hast.“

„Oder ob du selber eine bist“, sagte sein Tischnachbar, und alle lachten.

Die Pause dauerte noch ein paar Minuten, in denen Willi in das Dixi-Klo ging, um sich etwas Salbe auf die harte, fast knorpelige Narbe zu massieren. Kurz darauf erklang eine Sirene, und ein orangefarbenes Signallicht flackerte auf der Mauer, die gut fünf Meter hoch sein mochte. Das Stahltor öffnete sich automatisch, ein dunkelgrüner Transporter fuhr rückwärts auf den Hof, und ein Uniformierter mit Handschellen und einer Sprayflasche am Gürtel stieg aus dem Führerhaus und verschwand in der Bude des Poliers. „Justiz“ stand auf seiner Jacke.

„Hoffentlich kriege ich nicht wieder so ’ne faule Sau wie gestern“, sagte einer der Lehrlinge aus dem Mundwinkel und setzte sich seinen Helm auf. „Der hat mich die ganze Dreckarbeit allein machen lassen und in die Ecken gepisst, damit es nicht so staubt. Als ich ihm mein Schweizermesser nicht verkaufen wollte, hat er es einfach eingesteckt und mir ange-

boten, es beim Bauernskat zurückzugewinnen. Fast zwei Stunden haben wir gezockt, bis mir aufging, dass seine Karten gezinkt waren. Aber da hatte er mich schon ausgenommen wie eine Weihnachtsgans.“

Ein anderer Beamter schloss den Transporter auf und klappte eine Stahltreppe aus. Die zehn oder zwölf Männer, die auf den Gefängnishof traten, mochten zwischen zwanzig und sechzig Jahre alt sein und trugen allesamt neue Seemannspullover und steife, noch kaum benutzte Arbeitsschuhe mit Stahlkappen. Doch ihre dünnen Drillhosen, blaugrau, waren hier und da geflickt und so oft gewaschen worden, dass sie schon ausfranst an den Säumen. Der Polier kam aus der Bude, und während die Männer die Fassade musterten, die vielen vergitterten Fenster, oder sich dünne Zigaretten drehten, rief er ihre Namen auf und machte einen Haken auf seiner Liste. Dann teilte er sie für Arbeiten auf dem Hof ein oder schickte sie mit den Lehrlingen in die verschiedenen Etagen der Baustelle.

Der nicht sehr große, aber kräftige Mann, der Willi zugeeilt wurde, kniff die Glut von seinem Zigarettenstummel, steckte ihn ein und folgte ihm ins Magazin. Die Art der Arbeit war schnell erklärt, und er nahm sich einen Eimer voller Meißel, schulterte zwei schwere Vorschlaghämmer und stapfte auch schon los. Ende vierzig oder Anfang fünfzig, hatte er einen bläulichen Bartschatten und so schwarze Haare, dass Willi ihn zunächst für einen Südländer hielt, zumal der Polier ihn Farraro gerufen hatte. Er hieß aber Herbert, wie er ihm über die Schulter zurief, und war ursprünglich aus Gelsenkirchen-Buer.

„Ah“, sagte Willi, „kenn ich. Fährste nach Gladbeck: Radweg. Kommste nach Buer...“

„... klaun se dich Uhr“, ergänzte der andere und stieg vor ihm die ausgetretenen Stufen hinauf. In den ersten Etagen nahm er sogar immer zwei gleichzeitig, wobei er tonlos flöte, als könnte er die Arbeit kaum erwarten, und als er sich einmal auf halber Strecke umdrehte und Willi beim mühevollen Treppensteigen beobachtete, lächelte er breit, mit makellos weißen Zähnen. „Hör ich da etwa ein leises Ticken in der Hüfte?“, fragte er. „Hast du mit deinem Engel gerungen?“

Willi, der einen Eimer mit Fäusteln trug, verstand nicht, was er damit sagen wollte; es klang irgendwie nach Bibel, und schwer atmend zuckte er mit den Schultern. In der siebten Etage angekommen, hockte er sich erst einmal auf einen Stapel Zellentüren in der Ecke, pulte eine Schmerztablette aus der Folie und trank einen Schluck von seiner Zitronenlimonade.

In Wahrheit waren Innenbaustellen viel ungesunder als die Arbeit im Freien, weil es immer staubte und man schwitzend in der Zugluft stand, bis man den verfluchten „Reißmichtüchtig“ kriegte. Die Bewölkung hatte sich verdichtet, düster war es im Hof, und er stellte das umgitterte Deckenlicht an, zeigte auf die Kreidelinien an den Wänden. Herbert nickte, zog die Jacke aus und streifte die Ärmel seines Pullovers hoch; auch seine Unterarme waren schwarz behaart, und an der Wurzel eines Daumens gab es drei dunkelblaue Punkte.

Im Amtsgericht hatte offenbar eine Weihnachtsfeier begonnen. Man hörte Musik und das Knallen von Korken, und plötzlich hüpfte eine Polonaise an den neonhellen Fenstern vorbei, ein Dutzend Richter oder Anwälte in ihren Roben, Nikolausmützen auf den Köpfen. Herbert wog einen Fäustel in der Hand, dann einen anderen und begann zu stemmen. Der Putz mit den eingeritzten Jahreszahlen, Tagesstrichen oder Silhouetten von Frauen war mürbe, fast konnte man ihn abkratzen, aber die ersten Schläge auf die braunvioletten Ziegel darunter klangen, als wären die aus Glas statt aus gebranntem Ton; ihre Fäustel federten zurück, und manchmal sprangen Funken von den Meißeln ab. Eigentlich hätte man also Schutzbrillen gebraucht, aber Willi wollte nicht noch einmal die vielen Treppen hinab- und wieder hinaufsteigen und kniff die Augen zu Schlitzen zusammen.

Auch seine Unterarme waren schwarz behaart, und an der Wurzel eines Daumens gab es drei dunkelblaue Punkte.

Ohnehin nicht mehr ganz standsicher seit der Operation, spürte er die Hammerschläge trotz der Tablette bis in die Hüfte, ein stechender Schmerz; doch ließ er sich das nicht anmerken. Er biss die Zähne zusammen und versuchte, mit Herbert mitzuhalten, dessen kraftvolles und zügiges Arbeiten verriet, dass er das nicht zum ersten Mal machte. Keiner seiner Rohr- und Kabelschächte musste nachgemessen werden, auch nicht in der Tiefe, das sah Willi sofort; immer wieder bückte er sich und klopfte den Meißel auf dem Estrich scharf, und als er vor einer Zigarettenpause einen Eimer mit Wasser füllte und ihre wackeligen Fäustel hineinstellte, damit das Griffholz wieder aufquellen konnte, fragte er: „Warst du schon mal auf'm Bau?“

Herbert nickte, gab ihm Feuer. „Gelernt hab ich Bergmann“, sagte er. „Aber ich kriegte den Kohle-Koller in der Enge da unten und hab schließlich als Kran- und Baggerführer gearbeitet, fast fünfzehn Jahre lang.“ Er klopfte sich den roten Ziegelstaub vom Pullover. „Gute Zeit, prima Kollegen damals. Nur, wie ein Specht in seinem Astloch hocken und den ganzen Tag auf die Ameisen runtergucken wurde mir irgendwann auch zu langweilig. Am Ende hab ich alles gemacht, sogar Glasbausteine konnte ich vermauern, was nicht einfach ist. Ein bisschen Wind, und schon hast du eine schiefe Wand.“ Willi rieb die Flaschenöffnung mit dem Ärmel ab und reichte ihm die Limonade. „Ja, kenn ich. Der Mörtel darf nur erdfeucht sein... Aber eigentlich ist Kranführer ein prima Job, oder? Hast du da nicht satt verdient? Der auf meiner letzten Baustelle hatte eine Spezialschulung für diese ganz großen Dinger, hundert Meter Hakenhöhe, und er fährt einen neuen Tesla! Wieso bist du denn in den Knast gekommen?“

Der andere grinste. „Ach, du hältst mich für einen Einbrecher oder Dieb oder sowas? Einen Bankräuber vielleicht? Nee, nee, ich hab noch nie was geklaut, oder nur Äpfel und mal einen Kaugummi als Kind. – Ich bin eingefahren, weil ich eine kleine Meinungsverschiedenheit mit einem Nachbarn hatte, verstehst du.“ Und als Willi den Kopf schüttelte: „Na ja, wie soll ich sagen ... Ich war schneller am Lichtschalter.“

„Was heißt das? Hast du jemanden umgelegt?“ Herbert trank einen Schluck von seiner Limonade. „Ach wo, der lag schon. Ich hab ihn nur noch mal richtig festgeheftet auf den Brettern. Mit seinem eigenen Messer übrigens. Aber lass uns von was anderem reden.“ Er zeigte auf Willis Hüfte, die seit der Operation etwas weiter ausgewölbt war als die andere, was sich aber geben sollte mit der Zeit. „Ist das eigentlich vernünftig, dass du damit so schwer arbeitest? Wie alt bist du, Mann? Ende fünfzig, Anfang sechzig, stimmt's? Da kriegt ja schon ein Gesunder keinen Zementsack mehr hoch. Willst du denn nicht lieber umschulen oder langsam mal in Rente gehen? Frührente, oder so?“

„Sicher“, sagte Willi und starrte aus dem Fenster. Der Lehrjunge mit den verpfasterten Fingern saß in einer der Zellen auf dem Schubkarrenrand und schlug mit dem schweren Hammer auf den Meißel, ohne wirklich zu stemmen. Er wollte nur das Geräusch erzeugen, damit der Polier in seiner Bude nicht glaubte, er mache sich einen Lenz. Erschöpft sah er aus, viel zu zart für den Bau.

„Der Antrag läuft“, fuhr Willi fort. „Hab ja seit meinem vierzehnten Jahr gearbeitet, werd schon ein bisschen Rente kriegen.“ Er schluckte, blinzelte verlegen. „Wie is'n das eigentlich, wenn man einen umbringt, was fühlt man da? Ich meine, auch so innen, im Gewissen ...“

Der kalte Dezemberwind pfiff durch den Flur. Herbert zog den Reißverschluss seines Pullovers hoch und zuckte mit den Schultern. „Was soll man schon fühlen“, murmelte er und blies die Asche von der Glut. Der Rauch seiner Selbstgedrehten roch, als bestände sie ganz aus teerigen Stummeln. „Du bist natürlich in Rage, aber es geht alles viel zu schnell für ein Gefühl. Erst hinterher wird's bitter, da tut's dir leid, auch wenn das Arschloch zu Recht draufging; der hatte meine kleine Tochter befangert. Der einzige Trost, der dir bleibt, ist, dass der Tod eigentlich nichts bedeutet, auch dein eigener nicht. Dir rutscht die Welt aus dem Blick, und du sackst in die Ecke und wirst dir nicht mal selber fehlen, das war's.“

Sie schwiegen eine Weile, und Willi zerbiss eine weitere Schmerztablette und spülte sie hinunter, ehe er fragte: „Wie lange musst du denn noch sitzen?“

„Oh, das hängt davon ab, wie brav ich bleibe; manchmal dreht man ja wegen Lappalien durch. In den letzten Jahren war jeder Tag eine Ewigkeit, klar. Aber da sie mich jetzt draußen arbeiten lassen, könnte das heißen, dass ich schon im nächsten Sommer freikomme.“

Willi nickte, betrachtete die tätowierten Knastpunkte an seiner Daumenwurzel. Irgendwo hatte er mal gehört oder ge-

lesen, dass sie Glaube, Liebe und Hoffnung bedeuten sollten, und er sagte: „Schon komisch, dass du jetzt ausgerechnet hier schubberst und nicht fürs Gartenamt oder beim Tütenkleben, was? Ein Gefangener, der sein eigenes Gefängnis baut.“ Er kratzte sich den Nacken, wo der Ziegelstaub juckte. „Ich meine jetzt, so bildlich gesprochen oder durch die Blume, oder wie man das nennt.“

„Wieso?“, fragte Herbert und drückte seine Zigarette auf der Fensterbank aus. „Machst du groß was anderes? Wer oder was, glaubst du denn, hat dir die Hüfte demoliert? Der Geist der Freiheit?“ Er öffnete seinen Tabakbeutel und bröselte die Kippe hinein. „Der Unterschied ist, du kriegst ein bisschen Geld dafür und kannst dir abends die Kante geben oder Druck im Puff ablassen, damit du den Krampf überhaupt erträgst. Aber auch du schlägst dich mit Arschlöchern rum und wartest den ganzen Tag darauf, dass man dir aufschließt.“ Zwinkernd grinste er ihn an. „Wie sieht's übrigens aus bei dir, hast du eine bessere Hälfte oder eine Freundin mit 'ner Freundin? Oder vielleicht, durch die Blume gesprochen, eine einsame Schwester? Demnächst darf ich nämlich am Wochenende raus ...“

An dem Abend, es war schon fast dunkel, fuhr Willi nicht nach Hause, jedenfalls nicht sofort. Er nahm den Bus nach Bottrop, stieg am Dicken Stein aus und setzte sich im „Fuchsbau“ neben die Heizung, wo er zwei Frikadellen aß und ein großes Bier und einen Wacholder trank, was ihn leicht benommen machte; vielleicht lag das aber auch an den Tabletten. Aus dem Spiegel über dem Tresen sah ihn sein zerfurchtes, von Wind und Wetter gerötetes Gesicht mit den blassgrauen Augenhöhlen an, und nachdem er eine herumliegende Zeitung durchgeblättert hatte, öffnete er das Telefonbuch auf seinem Handy.

Elfriede hieß immer noch Retzlaff und wohnte nach wie vor in der Nähe; aber ihre Nummer war natürlich nicht mehr fünfstellig wie seinerzeit. Er ging vor die Tür, um zu rauchen. „Nanu“, sagte sie, und der Stimme hörte er an, dass auch sie nicht mehr nüchtern war, „was verschafft mir die Ehre? Haben wir mal wieder Vollmond? Oder hat deine Frau dich rausgeschmissen? Bei mir kannst du nicht wohnen, das sag ich dir gleich. Ich hab nämlich Hunde, zwei süße Pudeln, champagnerfarben. Die schlafen mit mir im Bett.“

„Meine Frau ist tot“, sagte er, „schon seit fünf Jahren. Aber ich dachte, vielleicht könnte ein schwer arbeitender Mann einen Feierabendschnaps bei dir kriegen, wie früher? Oder einen Glühwein, von wegen Weihnachten? Wenn ich schon mal in der Nähe bin ...“

„Tot?“, fragte sie und schlürfte irgendetwas. „Wieso? Was fehlte ihr denn?“

„Weiß keiner genau. Sie hat mit ihrem Engel gekämpft und verloren, nehm ich an.“

Ihr Stutzen war hörbar. „Oh, wirklich? Das hast du schön gesagt. Dafür könnte ich dir glatt ein Likörchen spendieren. Aber ich bin nicht frisiert. Und Bier hab ich auch nicht, das müsstest du dir schon selbst mitbringen. Ein Sixpack vielleicht.“

Er griff in seinen Parka und setzte sich das neue Basecap auf, „HeidelbergCement AG“. Anders als vor Jahren gab es in ihrer Straße keine zerschlagenen Laternen mehr, aber die Asbestverkleidung des Mietshauses war hier und da weggebrochen, vor allem im Parterre; gelb-braune Dämmstoffe quollen aus den Löchern. Trotz der Kälte standen Elfriedes Fenster im ersten Stock weit offen, und nach seinem Klingeln begann in der Wohnung ein wildes Klaffen, dem man schmale Kiefer und spitze Zähnen anhörte.

Doch ließen sich die Tiere rasch beruhigen von ihrer dunklen Stimme, und als er die Treppe hinaufstieg, musterte sie ihn durch den Türspalt und sagte: „Wieso gehst ’n du so schief? Hast du ’ne Knarre in der Tasche? Oder taumelst du vor Freude?“

Sie trug einen ehemals weißen Frotteemantel mit einem Muster aus bunten Kaffeetassen sowie karierte Männer-Schlappen, und der Nagellack an ihren geschwollenen Fingern war zum größten Teil abgeblättert. In der Wohnung roch es noch brackiger, als er es in Erinnerung hatte, was nicht nur an dem gebrauchten Geschirr, dem randvollen Mülleimer und den offenen Futterdosen in der Küche liegen konnte; auch Abstoßenderes glaubte er zu riechen und blickte auf den Balkon. Der Heizstrahler, der über einem großen Drahtkäfig glühte, beleuchtete mehrere Kothaufen auf dem Estrich. Reglos starrten ihn zwei Zierpudel an.

„Ich bin eine schwache Frau“, sagte Elfriede und zeigte auf eine Krücke, die an der Schrankwand lehnte; mit einer Girlande aus grünem Lametta war sie umwickelt.

„Ich kann nicht mehr jeden Tag zwei Mal mit den Viechern raus. Manchmal geht’s gar nicht. Aber wenn’s dich stört, wisch ich das schnell weg...“ Kopfschüttelnd drückte er die Balkontür zu; das Glas hatte einen Sprung. Als er ihr mit den Fingerrücken über die Wange strich, kurz nur, schloss sie gleich die Augen, und er blickte über ihre Schulter in das offene Schlafzimmer; eine Wandlampe mit schiefem Pergamentschirm brannte über dem Bett. „Na los“, sagte er und griff in den Ausschnitt ihres Morgenmantels, „gehen wir rüber. Wenn ich schon mal spitz bin in meinem Alter, muss es schnell gehen, sehr schnell. Sonst ist es gleich wieder vorbei.“

Ihre Brüste waren flach geworden, mit Warzen, die sich wie harter Knorpel anfühlten, und sie schlug ihm auf die Hand. „Immer dasselbe ... Da drüben ist nicht geheizt. Wollten wir nicht erst was trinken? Einen kleinen Warmmacher? Ich hab so einen Karamell-Likör entdeckt – den mit einem Spritzer Limonensaft, da leckst du dir alle zehn Finger.“

„Ich weiß was Besseres“, sagte er und bedrängte sie so, dass sie rückwärts aus ihren Pantoffeln glitt, die Balance verlor und fast einen kleinen Weihnachtsbaum vom Couchtisch gestoßen hätte.

Er hielt sie fest, sie sah zu ihm auf, und einen Moment lang glaubte er ihre einstige Schönheit durch das aufgedunsene Gesicht schimmern zu sehen, ihre Verletzlichkeit auch, die sie nie verborgen hatte, trotz aller schmerzhaften Erfahrungen nicht,

und die ihm darum immer wie etwas Weises erschienen war. „Ach, hör auf!“, sagte sie und blies sich eine ihrer blondierten Strähnen aus dem Blick. „Ich muss mir erst mal die Haare machen, da ist ja gar keine Form drin. War seit Tagen nicht mehr in den Klamotten.“

„Nein“, sagte er, „ich will dich so. Schön frisiert bin ich selber.“

Er nahm die rote Kappe ab, strich über seine Glatze, und schmunzelnd ließ sie sich in das Schlafzimmer ziehen. Auf einer Frisierkommode mit Klappspiegel standen zwei aufge-rissene Packungen bunter Snacks in Knochenform, ein paar Schnapsflaschen und ein Plastikkorb voller schmutziger Wäsche, und über einer Hälfte des ungemachten Ehebetts gab es einen Galgen wie sonst in Krankenzimmern; nur hing kein Triangel-Griff daran, sondern ein Mobile aus Sternen, offenbar aus Stroh.

Er hielt sich am Türrahmen fest, als er aus den Jeans stieg, sie wischte irgendwelche Krümel vom Kissen. Wie seit je lag ihr nicht viel an langen Zärtlichkeiten, sie biss sich in den Handrücken dabei, starrte ihn unverwandt an, und schon wenige Minuten später, irgendwo im Haus wurde Keyboard geübt, ein zögerliches „Jingle Bells“, glitten sie heftig atmend auseinander.

Elfriede setzte sich auf die Bettkante und reichte ihm eine angezündete Zigarette, und während sie einen Schluck Persico, den sie früher immer Perversico genannt hatten, direkt aus der Flasche trank, betrachtete er ihren Rücken, die silbrigen Hautkrebsnarben und die Wülste schlaffen Fetts, die sich von den Schulterblättern abwärts vervielfachten. Das spürte sie wohl, stellte ein Heizgerät an und fragte: „Wie sehe ich aus?“

Die ventilierte Luft bewegte die Strohsterne an dem Galgen und wehte ihm die dünne Gardine an die Zigarette, und er sagte: „Ganz nett. Wie ein Weihnachtsbaum.“ Asche rieselte herab. Seine Glut war nicht die erste, die ein Loch in das dünne Nylongewebe geschmort hatte, und heiser lachend stellte Elfriede die Flasche weg. „Oh, danke!“, sagte sie und schmielte sich wieder an ihn. „Ein wirklich nettes Kompliment...“

Mit den Fingerspitzen fuhr sie durch seine grauen Brusthaare und über den eingesunkenen Bauch, und vorsichtig betastete sie die hellrote Narbe an seiner Hüfte. Ein wenig erhaben, verlief sie halbmondförmig vom Beckenkamm bis zur Leiste. „Und was ist das?“, fragte sie gähnend. „Hattest du einen Unfall?“

„Nein“, sagte er. „Verschleiß. Das mit dem Walzertanzen lief nicht mehr so rund, da haben sie mir ein neues Gelenk eingebaut.“

„Ach Gott, dir auch? Mann, was es alles gibt ... Das ist ja wie in der Reha hier, oder? Knie treibt’s mit Hüfte. Lass mal ziehen.“

Er reichte ihr die Zigarette, langte über sie hinweg auf den Nachttisch und schob einen Wecker zur Seite. Drei verschiedenen große, leicht verrutschte Fotos steckten in einem Silberrahmen dahinter und zeigten ein Mädchen mit schwarzen Locken im Sandkasten, eine Jugendliche mit einem Silberring

in der Nase und nachtblau umschminkten Augen und eine schlanke Erwachsene in einem Bikini unter Palmen, wo sie einen perfekten Handstand machte.

„Alle Achtung“, sagte er. „Deine Tochter sieht aus wie du damals, oder? Genauso sportlich und sexy. Kein Wunder, dass sich alle in dich verknallt haben.“

Sie schloss die faltigen Lider, an denen ein Rest Schminke klebte, ein Pfennigglanz. „Ach ja, haben sie das? Wenn ich nur mal was davon gespürt hätte, Mann! All diese großmäuligen Typen... Die haben sich unter den Nagel gerissen, was sie brauchten, und mich dann mit blauen Flecken bezahlt, erinnerst du dich?“

Er nahm ihr die Zigarette wieder ab, machte einen tiefen Zug und sagte mit dem ausströmenden Rauch: „Na ja, wir waren alle keine Heiligen, oder? Die Gisela hatte Gebärmutterkrebs. Warum wolltest du eigentlich kein Kind mit mir damals?“

Sie blickte zur Zimmerdecke, als hätte sie Mühe, sich zu erinnern. „Du stellst vielleicht Fragen... Woher soll denn ich das wissen?“, murmelte sie und kratzte sich zwischen den Brüsten, wo es ein schmales Ekzem gab.

„Wahrscheinlich war ich noch nicht so weit und wollte erst noch was erleben und mal was anderes sehen als diesen ewigen Kohlenpott? Oder weil ich dachte, ich hätte mehr verdient als so einen brotlosen Schaufelkünstler?“ Scheinbar über sich selbst amüsiert, stieß sie etwas Luft durch die Nase. „Wenigstens einen Baggerführer?“

Wieder streichelte sie seine Narbe; das Gewebe war völlig empfindungslos. „Was kann denn ich für meine Hormone?“, fuhr sie fort, und das klang nun fast traurig. „Eigentlich wollte ich überhaupt nichts mehr wissen von den Kerlen, war ja auch schon älter. Und plötzlich kommt einer um die Ecke, dem du vielleicht ansiehst, dass er eine Niete ist wie die meisten, aber für den Moment die passende Niete. Ich wusste genau, dass es mit dem nicht gut geht, der hat allen Weibern die Augen verdreht, und heiraten wollt ich den schon mal gar nicht. Trotzdem hält der einfach drauf, und ich werd dick, und am Ende macht er auch noch so einen kriminellen Scheiß und lässt mich auf den Prozesskosten sitzen.“ Sie stellte Willi einen Aschenbecher auf die Brust. „Aber sei man froh, du siehst ja, was ich für 'ne Mutter bin. Nix zum Vorzeigen, nehme ich an. Meine schöne Tochter hat sich jedenfalls immer geschämt, wenn ich sie von der Schule abgeholt habe, mit Lockenwicklern unterm Tuch. Da hing ich schon an der Flasche und wollte nicht, dass sie in schlechte Gesellschaft gerät, wie ich damals. Sie sollte ihre Hausaufgaben machen. Trotzdem ging es schnell bergab mit ihr: lügen, betrügen, Drogen, was weiß ich. Mit siebzehn schwirrte sie zum ersten Mal weg, fing alles Mögliche an, kriegte nichts zu Ende und soll sogar auf'n Strich gegangen sein. Man hat sie hinterm Hauptbahnhof gesehen.“

Willi presste die Lippen zusammen, um ein Gähnen zu verbergen, langte hoch und befühlte einen der Sterne; das Stroh war aus Plastik. „Und mittlerweile kommt sie überhaupt

nicht mehr“, fuhr Elfriede fort, „nicht mal an meinem Geburtstag, an Weihnachten oder um mich anzupumpen. Keine Ahnung, ob sie überhaupt noch in der Stadt wohnt. Apropos: Was machst 'n du Heiligabend?“

Sie sah ihn an, doch er schloss kurz die Lider und tat die Frage mit einer knappen Kopfbewegung ab. „Waren wir denn anders?“, murmelte er. „Wenn man jung ist, baut man halt Mist und denkt nicht an später, oder? Sonst wär' man ja nicht jung. Du glaubst ein Leben lang, das Beste passiert noch, und dann drehst du dich um und siehst: Das war's schon! Sogar die guten Momente sind immer nur Momente, stimmt's?“

Sie lachte abermals, fast klang es wie ein Schnarchen, und sagte: „Na, schau an, ich wusste gar nicht, dass es auf'm Bau auch Philosophen gibt. Die Sterne hier hat übrigens meine Tochter gebastelt, in dieser Therapiegruppe damals. Hübsch, oder? Jeder hat eine andere Bedeutung, also Liebe, Hoffnung, Reichtum und so. Stand auch mal dran, die Klebeschilder sind abgefallen. Wie war das jetzt mit den Feiertagen?“

Er drückte die Zigarette im Aschenbecher aus; schwach spürte er die Glut durch das dicke Glas hindurch. Sie nahm ihn von seiner Brust, und schließlich rückte er näher an sie und schmiegte das Gesicht in ihr stumpfes Haar. Das alte Spray darin roch entfernt wie der feine Zementstaub, Portlandzement, der neuerdings immer in seinen Augen brannte, bis sie tränkten. „Nanu, was soll denn das werden?“, murmelte sie und hielt seine Hand fest. „Willst du etwa schon wieder? Je oller, desto doller, was? Bleib mal schön in deiner Besucherritze, ich muss erst zum Klo.“

Sie setzte sich auf die Bettkante, musterte ihn über die Schulter und lächelte vage. Dann versuchte sie aufzustehen, was ihr aber Mühe machte; ihr Oberkörper pendelte hin und her, als müsste erst noch ein Gelenk einrasten.

„Guck weg!“, ächzte sie, während sie sich an der Galgenstange hochzog, doch er langte hinüber, stützte sie ab, und unsicher ging sie ins Wohnzimmer. Dabei hielt sie sich an den Möbeln fest und blickte kurz einmal auf den Balkon, wo wieder das Jaulen und Kläffen begann, dem er die schmalen Kiefer anhörte, die spitzen Zähnnchen.

Sie murmelte etwas Beruhigendes durch das gesprungene Glas hindurch, und als sie aus dem Bad kam, schaltete sie die Lichter an dem Baum auf ihrem Couchtisch an, das bunte Blinken, das den Kunstschnee auf den Zweigen färbte. „Hast du überhaupt schon was gegessen nach der Arbeit?“, fragte sie und öffnete noch einmal die Flasche. „Ich mach uns gleich mal 'n Spiegelei, oder? Mit Salzgurke, falls du Gemüse brauchst. Und könntest du später vielleicht mit den Hunden raus? Nur kurz um den Block? Die sind eigentlich ganz lieb.“

© *Subrkamp Verlag AG, Berlin, 2025*

Ralf Rothmann, geboren 1953 in Schleswig, lebt als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschien der Erzählband *Museum der Einsamkeit* (Subrkamp, 2025) in dem auch der hier abgedruckte Text enthalten ist.

Zullen

Von Sabine Gruber

Der Baum vor dem Haus war ein Nussbaum, aber er durfte kein Nussbaum mehr sein. Und die Maulbeerbäume waren noch immer Seidenbäume, obwohl niemand mehr die Tische in den langgezogenen Sälen aufstellte, auf denen die Larven gezüchtet wurden.

Aber auch die Maulbeerbäume hießen jetzt nicht mehr Maulbeerbäume. Und die Tschurtschen, von denen uns in der Schule gesagt wurde, dass es Tannenzapfen seien, hießen jetzt weder Tschurtschen noch Tannenzapfen. Wir wurden ausgeschiedt, um sie zu sammeln, wir waren den halben Tag im Wald, der jetzt nicht mehr Wald hieß, aber egal, wie er hieß, die Angst vor ihm blieb dieselbe.

Sie kroch unter die Brust, lähmte Zunge und Beine, die Sprache war ihr gleichgültig. An die Geschichten, die wir kannten, durften wir nicht denken, weil wir sonst noch mehr Angst bekamen. Denn im Wald, der nicht mehr Wald heißen durfte, waren Soldaten versteckt, die nicht Soldaten sein wollten. Die Tante brach nachts in die Berge auf, sie versorgte sie heimlich mit Essen. Das wussten wir und durften es gleichzeitig nicht wissen.

Im Wald hing ein Toter an einem Seil an einer Eiche, die jetzt nicht mehr Eiche hieß, aber für uns immer der Totenbaum bleiben würde.

Das Bild vom Kaiser lag zusammen mit Mutters alten Schulbüchern im stillgelegten Kamin auf dem Dachboden.

Aus dem Wald hörten wir nachts Stimmen, sie drangen manchmal bis in unsere Dachkammer. Wir kannten die Rufe der Käuzchen, das Piepen der Gartenschläfer und die Paarungsschreie der Marder. Und wir erkannten das Liebesstöhnen des Knechts und der Magd und zuckten zusammen, wenn die kalbende Kuh des Nachbarn alles übertönte. Aber es waren auch andere Stimmen zu hören, vielleicht bildeten wir uns diese Stimmen auch nur ein, vielleicht kamen sie wirklich aus dem Wald, vielleicht waren sie aus unseren Träumen. Es waren die Stimmen jener, die uns sagten, dass wir sie nicht hören sollten.

Wenn wir Nussbaum sagten oder Maulbeerbaum, stand jemand in der Tür und passte auf, dass keiner hereinkam, der die Wörter nicht hören durfte.

Die Lehrerin, eine Ordensschwester, wurde von heute auf morgen ausgetauscht, ersetzt durch eine andere Lehrerin.

Die zog uns an den Haaren und schlug uns mit einem Stock auf die ausgestreckte Hand, wenn wir nicht das andere Wort für Nüsse kannten, wenn wir vergaßen, dass wir immer noch am selben Ort zuhause waren, aber gleichzeitig in einem anderen Land.

Auch unsere Namen waren nicht mehr unsere Namen. Franziska hieß nicht mehr Franziska und Helene nicht mehr Helene. Nur Anna blieb Anna.

Bei manchen verwandelte die Lehrerin die Endung -e in ein -a, und in der Parallelklasse bekamen Lorenz, Alfred und Martin ein O angehängt und Andreas wurde der letzte Buchstabe gestrichen, weshalb er plötzlich einen Mädchennamen trug, was seinen Vater so erzürnte, dass er in die Schule kam, um sich zu beschweren. Er trug weiße Stutzen und schrie so laut, dass wir ihn bis in den oberen Stock hörten, und er schimpfte so lange, dass der Direktor Hilfe holte. Männer in Uniformen kamen, sie führten Andreas' Vater ab und warfen ihn in den Kerker.

Wenn mein Bruder piff, fürchtete ich um meinen Bruder. Wenn mein Vater im Hof sang, sagte Mutter: „Hör doch auf, das stiftet nur Unfrieden.“ Denn er sang Lieder, die wir nicht mehr singen durften.

Die Nüsse in der Schüssel hießen nur zuhause Nüsse, und die Heilige Maria war nur hinter verschlossenen Fenstern und Türen *voll der Gnade*. Drang nichts nach draußen, erfreute sich Mutter an Vaters Pfeifen. Wenn sie das Lied nach den ersten Tönen erriet, machte sie einen Hüpf und Vater klatschte in die Hände.

Das Bild vom Kaiser lag zusammen mit Mutters alten Schulbüchern im stillgelegten Kamin auf dem Dachboden. In ihren vom Ruß verschmierten Büchern lernte ich, dass man zu Knospen Schuhe sagte, obwohl es keine richtigen Schuhe waren. Denn richtige Schuhe hatten Ledersohlen, die Knospen waren größtenteils aus Holz. In Mutters Buch hingen an der Eiche Blätter und Eicheln, keine Toten. Und im Wald waren friedliche Rehe, die bis ans Ende der Seite ihren Namen behalten durften.

Einmal legte die Lehrerin ein Foto unseres Kaisers auf einen Stuhl im hintersten Winkel unseres Klassenzimmers. Sie nannte ihn den Henker Cecco Beppe. Wir mussten uns in Zweierreihe aufstellen, daran vorbeigehen und es ansprechen. Ich bemühte mich beim Spucken den Speichel zurückzuhalten.



Sabine Gruber

FOTO: PRIVAT

Mich ekelte vor der Spucke der anderen.

Wer nicht spuckte, wurde nach hinten geschubst und musste sich neu anstellen.

Ich lernte spucken, ohne zu spucken.

Zuhause lernte ich die rußigen Dachbodenwörter.

Ich lernte *Wohl ist die Welt so groß und weit / Und voller Sonnenschein*. Ich sang das Lied leise zwischen der aufgehängten Wäsche, die im Wind flatterte.

Die Nächte aber blieben schwarz wie die im Feuer vergessenen Erdäpfel. Schwarz wie Vaters Schuhpaste. Wie die Holunderbeeren. Wie die Hemden der Polizisten, die uns „crucchi“ nannten.

Ich dachte, dass „crucchi“ Krücken bedeute und dass wir in den Augen der Schwarzhemden alle Krüppel seien. Das eigentliche Wort für Krüppel habe ich mir nicht merken können, so wie ich kein zweites Wort für Herrgottswinkel hatte und keines für Heimat.

Ich bückte mich weg, wenn die Lehrerin an meiner Bank vorbeiging.

Die Rußwörter am Gaumen hinderten mich am Sprechen. Ich stotterte, wenn ich zu spät in die Schule kam, weil wir die

Maikäfer hatten aus den Bäumen in die darunter ausgebreiteten Leintücher schütteln müssen.

Die Wildschweine, sagte meine Mutter, hätten die Zulln gefressen, aber es gab keine Wildschweine mehr, die waren längst von Hungrigen gejagt und selbst verzehrt worden.

Die Vögel hätten die Käfer auch gefressen, aber auch die Vögel waren verschwunden. Also blieb uns nichts anderes übrig, als die Zulln und ihre Engerlinge einzusammeln. Damit sie nicht auch noch das vertilgten, was wir zum Überleben brauchten. Die Zulln zuzelten nicht nur an den Blättern, sie knabberten nicht nur an den Wurzeln der Pflanzen, sie fraßen auch den Morgen.

Vor dem Unterricht waren die schwerfälligen Käfer noch über die Felder geflogen, waren auf den Ästen und Blättern der Obstbäume gesessen, eine Stunde später schwirrten sie durch meinen Kopf, braune Ungetüme mit fächerartigen Fühlern ohne Namen.

Es regnete Kopfnüsse wie es zuvor Maikäfer geregnet hatte, weil ich nicht pünktlich auf dem Schulhof war. Weil ich Zulln sagte, unser Wort. Weil ich aus *den Zulln* „i zulli“ machte, in der Hoffnung, das andere Wort richtig erraten zu haben. Weil die Klassenkameradinnen deswegen in Gelächter ausbrachen und die Lehrerin glaubte, ich machte mich über sie und ihre Sprache lustig.

Eine Kopfnuss war so heftig, dass ich vom Stuhl fiel. Ich kam nicht mehr hoch.

Andreas aus der Parallelklasse wurde zu meiner Mutter geschickt. Die sollte mich nach Hause bringen.

Mutter kam mit der Schubkarre, denn sie konnte mich nicht tragen. Obwohl ich mager war, reichte ihre Kraft nicht. Sie war schwanger mit meiner Schwester, Vater gerade nicht zuhause, und der Knecht arbeitete auf einem weit entlegenen Feld.

Später sagten sie, Mutter hätte wortlos das Pult umgeworfen. Allen sei das Lachen vergangen. Die Lehrerin sei vor ihr zurückgewichen.

Ich sah den Schulhof nicht. Ich sah die Hauptstraße nicht, durch die mich Mutter nach Hause karnte. Dann kotzte ich das wenige, das ich morgens gegessen hatte.

Und Mutter verschwamm vor meinen Augen.

Der Baum vor unserem Haus, der kein Nussbaum mehr sein durfte, war jetzt ein doppelter Nussbaum. Er hatte zwei Stämme und wuchs über sich hinaus. Der Wald und die Wiesen waren still. Alle Vögel wie tot. Und die Rußwörter verschwanden in eine lange Nacht.

Sabine Gruber, geboren 1963 in Meran, lebt als Schriftstellerin in Wien. Zuletzt erschien *Die Dauer der Liebe* (C. H. Beck, 2023). Der hier abgedruckte Text wurde anlässlich der Verleihung des Walther-von-der-Vogelweide-Preises vorgetragen und ist in der Anthologie *Die Schönheit und Eleganz der österreichischen Bundesverfassung*, herausgegeben von Christoph Bezemek (Manz, 2025), enthalten.

Recherche

Von Susanne Neuffer

Das ist nichts Schlimmes, sagte der Arzt. Das wäre doch ein brauchbarer Anfangssatz, so einer wie *Aujourd'hui maman est morte* oder *Longtemps je me suis couché de bonne heure*. Um gleich mal klar zu machen, dass hier die Sprache des bereisten Landes eine gewisse Rolle spielt.

Er sagte: „Rien de grave. Man kann es einmal im Leben haben oder zweimal oder öfter. Es geht vorüber.“

Sie saß auf dem Hospitalbett und versuchte, den Arzt und die Medizinstudentin (eine schmale, entschlossene Juliette) durch ein Verhalten zu beeindrucken, das in älteren Texten „kregel“ genannt würde. Sie glänzte mit aus der Tiefe aufschießenden idiomatischen Wendungen, argumentierte, gab präzise Antworten – so schien es ihr –, und das im hinten offenen Klinikhemd über den Jeans, vor sich den Beutel mit den persönlichen Gegenständen, der im Ernstfall den Angehörigen überreicht wird.

Die Erzählung kommt auf dem schmalen Grat zwischen passiert und imaginiert daher. Der Plot kann nicht mehr erfunden, sondern nur noch abgeschwächt oder aufgeblasen werden.

War es nötig, Prousts *Recherche* mit auf die Reise zu nehmen? Die beiden abgegriffenen ersten Bände der grauen Gesamtausgabe liegen wohl immer noch vorwurfsvoll auf dem Nachttisch der *chambre d'hôte* bei Mme Leblanc. Was für eine grimmige Ironie: Jetzt ist sie auf der Suche nach der verlorenen Dreiviertelstunde. Aber da geht nichts. Sie wird immer wieder auf einem Stück Baguette herumkauen und schwarzen Kaffee trinken und sich doch an nichts erinnern.

In allen Hospitälern der Welt – sofern sie Strom haben – wird abends das Licht noch gelblicher, als es den ganzen Tag schon war. Die letzten Patienten in der Notaufnahme resignieren auf ihren Rollbetten oder wandern verzweifelt vor ihren Aufbewahrungsboxen auf und ab, voller Angst, sich im falschen Augenblick zu entfernen.

Alle Tests hat sie bestanden, das Labor hat nichts gefunden, auch das Scannen des Kopfes hat nichts gebracht. Das ärztliche Personal hat inzwischen gewechselt und sieht keine Notwendigkeit für weitere Aktionen: Es gibt keine zuverlässig erforschte Ursache, keine Schäden, keine Therapie. Es geht vorüber, wie es der medizinische Name des Phänomens sagt. Transire, hinübergehen – hieß das nicht auch sterben?

Die Dreiviertelstunde am Beginn des Tages bleibt verschwunden, unrekonstruierbar. Ein Stück Leben ist in ein

Loch gefallen, das sie sich wie einen ranzigen Beutel aus Marderfell vorstellt.

Es geht um den Zeitraum zwischen dem Abschließen der Zimmertür im Nebengebäude – R. war schon vorausgegangen – und der gemeinsamen Rückkehr an diese Zimmertür, die mit dem Suchen nach dem Schlüssel zusammenfiel. Dazwischen lag angeblich ein in freundlicher Atmosphäre abgelaufenes Frühstück im Haupthaus, gemeinsam mit einem weiteren Paar, das das andere Zimmer bewohnt hatte und nun abreisen würde. Es hatte – so R. – drei Sorten Marmelade gegeben, ausreichend Baguette und Kaffee. Die Gespräche waren angeregt, die Paare saßen einander gegenüber, die Gastgeberin am Kopfende des Tisches. R. erzählte ihr später, sie habe lebhaft geredet, auch übersetzt, es sei um alles Mögliche gegangen, der Mann neben ihr sei ein pensionierter Geschichtslehrer gewesen.

Welcher Mann. Welches Paar. Was für ein Frühstück. Angeblich hat sie etwas gegessen und Unmengen Kaffee getrunken, immer wieder gesagt (in beiden Sprachen), sie müsse viel Kaffee trinken. Angeblich, ein Wort wie ein Angelhaken.

Auf dem Rückweg ins Nebengebäude habe sie mehrmals gefragt, wie lange sie hier bleiben würden.

**Alle Tests hat sie bestanden,
das Labor hat nichts gefunden,
auch das Scannen des Kopfes
hat nichts gebracht.**

Da ist ein großes Nichts, aber das Bild vom Loch stimmt nicht, es ist ein flächiges Nichts, wie ein leergeräumter Parkplatz. Im Zimmer stellt sie sich ans Fenster, sieht in den verregneten normannischen Garten mit seinen normannischen Apfelbäumen und sagt: Ich muss mich erst wieder zusammensetzen. Tage später scheint ihr eine nachgeschobene Proust-Lektüre recht zu geben: „... und aus vagen Bildern von *Petroleumlampen und Hemden mit offenen Kragen* setzte sich allmählich mein Ich in seinen originalen Zügen wieder zusammen.“⁴¹ Das Bild ist schief, sie weiß, wer sie ist und wo sie ist, es fehlt ihr nur ein Stück Leben, für das sie keine Verantwortung übernehmen kann.

In der Stunde nach dem Ereignis bemüht sie sich um ein kontrolliertes, rationales Auftreten. Da jedoch alle Beteiligten



FOTO: CARMEN OBERST

Susanne Neuffer

einer Meinung sind, endet der Vormittag in der Notaufnahme des Hospitals der Nachbarstadt.

Da war noch die Sache mit dem Rucksack. Sie hatte ihren kleinen Rucksack, der auf dem Stuhl neben ihr lag, während des Frühstücks nicht erkannt, ihn verleugnet. Er war ihr offenbar sehr fremd geworden. Sie erzählt es dem Arzt, nicht ohne ihm mitzuteilen, das müsse das Gefühl sein, das Sartres Protagonist Roquentin verschiedenen Gegenständen, einem Baum und selbst eigenen Körperteilen gegenüber empfand. Sie ist stolz darauf, dass sie sich in dieser Situation an den Namen Roquentin erinnern kann und hofft, dass der Arzt es merkt. Er lächelt leicht, vielleicht erinnert er sich an seinen Literaturunterricht im Lycée, oder er ist einfach nur höflich.

Es ist ja nichts passiert, fast nichts. Nur ein kleines geselliges soziales Ereignis, noch weit unterhalb der Spielregeln einer *table d'hôte*, wurde gelöscht. Man grüßt, sucht seinen Platz, frühstückt, sagt ab und zu etwas, faltet die Serviette zusammen und verabschiedet sich. Sie hat das alles bewältigt, auch den Hin- und Rückweg. Ihr Gehirn hat die Szene vernichtet. Oder in einer unzugänglichen Falte verräumt.

Es gibt eine alte Grafik, die einen etwas knurrigen Fontane an der *table d'hôte* des Hotels Zehnpfund in Thale zeigt. Fehlt ihm etwas?

Von einer *table d'hôte* war aber keine Rede gewesen. Es war nur eine *chambre d'hôte*. Es gab ein Zimmer und ein allerdings gemeinsames Frühstück im Haupthaus.

Am Morgen nach dem Hospital-Tag bemüht sie sich, schon auf dem Weg hinüber und im Frühstücksraum Anhaltspunkte zu suchen, was aber nicht funktioniert. Der Geschmack der Marmeladen löst nichts aus. Offensichtlich ist man nur zu dritt, sie und R. und die Gastgeberin, die sich zu ihnen setzt und in beruhigender Absicht erzählt, ihr Mann habe einmal lange im Kuhstall gestanden und nicht gewusst, ob er in der letzten Stunde die Kühe versorgt hatte oder nicht. Überhaupt werden nun viele Geschichten folgen von Leuten, die das schon einmal oder immer wieder hatten und auch damit leben. Das ist kein Trost. Dass andere auch einen leeren grauen Parkplatz in ihrem Kopf haben, macht die Sache nicht weniger bedrohlich. Man könnte diese Erfahrung ins Produktive, vielleicht sogar Ironische drehen. Es gibt eine Diagnose, die einen für einen begrenzten Zeitraum freispricht. In einer Dreiviertelstunde kann man einiges anstellen, Ladendiebstahl, Zechprellerei, Einbruch, Ehebruch, Tyrannenmord. Was würde juristisch daraus folgen, dass man nicht gestehen und sich auch nicht verteidigen kann, dass man ständig seine naiven Fragen wiederholt und bereit ist, zur Aufklärung beizutragen?

Sie erkennt den Versuch, dem Ernst der Lage auszuweichen, eine Verteidigungsschrift für das nächste Mal zu entwickeln. Wird das der Sprung in die Fiktionalisierung?

Gerne würde sie Siri Hustvedt anrufen. Man kann Siri Hustvedt nicht einfach anrufen. Man kann das Buch von Siri Hustvedt lesen, in dem sie das Zittern bearbeitet, das sie befallt, wenn bestimmte Gedächtnisinhalte auftauchen. Der Tod des Vaters. Die Trauer. Aber dort tauchen Erinnerungen auf, sie verschwinden nicht. Vielleicht wird sie Siri Hustvedt eines Tages eine Mail schreiben. Siri Hustvedt hat jedoch anderes zu tun, als Fan-Mails zu beantworten, sie trauert um ihren Mann, was soll sie da mit einer Anekdote über ein verlorengegangenes Frühstück anfangen.

Es war ein Fehler gewesen, in diese Gegend zu fahren.

Proust hätte sie auch vor der Reise lesen können: „... *es ging mir wie denen, die sich auf die Reise begeben, um mit eigenen Augen eine Stadt ihrer Sehnsucht zu schauen, und sich einbilden, man könne der Wirklichkeit den Zauber abgewinnen, den die Phantasie uns gewährt*“. Sie hatte sich nicht an Saint Martin-les-Roses erinnern wollen, sie hatte den Namen weggeschoben und gesagt, lass uns lieber nach rechts fahren, in das andere Dorf. Dort war nichts als Schönheit, ländliche Stille, kein Strand, aber ein Dach über dem Kopf und dieser Frühstücksraum.

Es gab kein Trauma, kein Drama, das sich auf Saint Martin-les-Roses bezogen hätte, nur eine Erinnerung an einen Urlaub mit Laurens, sie waren jung, hatten kein Geld, aber ein Zelt, einen kleinen VW, keine Ansprüche oder nur ganz große. Irgendwie war immer alles gut gegangen, die nächtlichen Fahr-

ten durch das unbeleuchtete Land mit seinen kleinen Städten, wo es nur an der Mairie und dem Kriegerdenkmal vor der Kirche ein wenig Licht gab, bevor sie wieder auf die dunkle Landstraße hinausfuhren. Kleine Städte und leere Landstraßen, man kannte ein paar Namen und fuhr einfach nach Westen. Sie war damals gerne gefahren, in den Städten und Dörfern immer zu schnell, auf den Landstraßen zu zögerlich.

Als man einfach vor der Kathedrale von Chartres oder vor dem kleinen Ausstellungsraum parken konnte, der damals den Teppich von Bayeux enthielt. Als die Dinge nicht umstellt waren. Die Sache mit dem Rucksack, der neben ihr auf dem Stuhl saß, verspricht eine minimale Resterinnerung. Das leichte Ekelgefühl beim Anblick des Rucksacks lässt sich reproduzieren. Sie hat sich in der Situation angeblich überzeugen lassen, dass das ihr Rucksack sei, hat wohl auch nachgefühlt und im vorderen Fach zwei Stifte gefunden, was sie zum nachgiebigen Verstummen gebracht hat. Sie muss sie als Beweisstücke akzeptiert haben.

Dieser Moment des Erinnerns – auf einer Strecke von einem Meter wäre er nur ein paar Millimeter lang – kann auch eine Täuschung sein, produziert, nachgeliefert durch die wiederholte Erzählung von R.: Du hast deinen eigenen Rucksack nicht erkannt.

Proust führt nicht recht weiter, stattdessen die Notlage jedoch mit einem gewissen Glanz aus.

„Eine schwere Ungewissheit tritt ein, so oft der Geist sich überfordert fühlt, wenn er, der Forscher, die dunkle Landschaft ist, in der er suchen soll und wo das ganze Gepäck, das er mitschleppt, keinen Wert für ihn hat.“

Sie würde doch gern mit Siri Hustvedt sprechen. Sie hat sie auf Youtube in einem Workshop gesehen, den sie für eine Gruppe von schreibenden Frauen gehalten hat. Hustvedt war von großer blondgesträhnter souveräner Liebenswürdigkeit und sprach über „memory“ und „imagination“ – über den unauflösbaren Zusammenhang zwischen beiden.

Und wenn es schon mehrere solcher Episoden gegeben hätte? Ohne einen Zeugen, der sie ihr berichtet, der ihr Kontrollfragen stellt? Wenn ja, mussten sie unbedeutend gewesen sein, weil folgenlos. Sie stellt sich vor den verschnörkelten Spiegel und sagt, weil sie sich gerne in der Ersten Person reden hört: Ich habe bisher niemanden tätlich angegriffen, beleidigt, ich habe nicht auf Tischen getanzt und dabei eine Revolution ausgerufen. Man hätte mir davon erzählt. Eine regionale Tageszeitung hätte berichtet: Ein Pferd wurde aufgeschlitzt, ein Strommast umgelegt, eine Heiligenfigur aus der Dorfkirche mitgenommen, der Rennwagen eines Ministers mit Farbe beschmiert ... Was würde sie sich zutrauen? Worauf wäre sie stolz?

In der Nüchternheit eines normannischen Urlaubsmorgens ging also ein Teil von ihr verloren auf dem Weg zwischen Nebengebäude und Hauptgebäude. Oder schon auf der Treppe. Vielleicht käme die Erinnerung zurück, wenn sie den Weg

immer wieder gehen könnte, Schritt für Schritt, an den Mauern und Hecken entlangstreifend, barfuß.

Vorsichtig erzählt sie am Telefon Marta davon und zieht selbst einen Vergleich mit einer Narkose oder einer Ohnmacht. Da fehlt doch auch etwas hinterher, und wir erschrecken nicht.

Bei einer Narkose stimmst du im Normalfall zu, sagt Marta. Da bist du einverstanden. Und eine Ohnmacht ist kurz.

Sie erinnert sich: Eine Ohnmacht ist ein kurzes Rauschen in den Ohren, ist tief und machtvoll wie der Rheinfall von Schaffhausen, und schon ist man wieder da.

Auch die unlogischen Blockbuster, die im Schlaf abgespielt werden, werden wieder vergessen; es gelingt selten, Reste der Traumerzählung, zerrupfte Fäden, wieder zusammenzubinden. Nur bei Alpträumen glückt das Erinnern einer einigermaßen abgeschlossenen Erzählung.

Sie betrachtet ihr iPhone. Albertine – so haben sie die unbeholfene Frauenstimme genannt, die keine französische Aussprache kennt und die Namen der Straßen auf unheimliche Weise verstümmelt – Albertine hat sie tagelang über schnellste Strecken gehetzt, Abweichungen von den großen Straßen boykottiert und sinnlose Anweisungen ständig wiederholt. Die Frage, was der Gebrauch des Geräts im Gehirn auslöst, zusammen mit der Überwältigung durch einen Straßenverkehr, von dem man sich nicht freisprechen kann, bleibt ungeklärt und auf jeden Fall ein wenig verdächtig, von peinlicher Rückständigkeit.

Der Arzt war irgendwann gegangen, aber es hätte wohl wenig Sinn gehabt, ihm zu erzählen, dass sie oft bei laufendem Radio schläft. Ein ausgewählter Sender, dessen Sprecherstimmen sie inzwischen gut kennt, begleitet ihr Einschlafen, ihren Schlaf. Manchmal bekommt sie den Übergang von einer Sendung zur nächsten noch am Rande mit. Es könnte etwas mit ihr machen. Ein zweites Programm läuft in einem Teil des Gehirns weiter, während der Rest versucht, in die Tiefe zu sinken, so wie sie auch zwei Handschriften hat. Sie stellt sich vor, wie der Arzt höflich und ratlos den Kopf hin und her wiegt. Sie wird damit aufhören. In Zukunft. Sie wird versuchen, eine einzige, ganze Person zu sein.

Es gibt Nachwirkungen. Ihre Fähigkeit, sich zu entspannen, war schon vorher nicht besonders entwickelt, jetzt ist sie ihr fast ganz abhandengekommen. Sie ist schnell erschöpft, kann noch weniger Menschen vertragen als sonst, ist antriebslos und gleichzeitig bereit, lange Wanderungen zu machen und in kalten Gewässern zu schwimmen. Das Netz bietet Stressabbau und Yoga an, es gibt keine Therapien. Man kann natürlich Vitamine essen. Oder eine Fleischkäsesemmel mit Senf. Vielleicht würde die endlich die Vergangenheit wecken, weil ihr Geschmack, fett, warm, salzig, eine verborgene Analogie herstellt?

„Ob wir diesem Gegenstand aber vor unserem Tode begegnen oder nie auf ihn stoßen, hängt einzig vom Zufall ab.“

Sie hat die Sprache des Landes vorher (es gibt jetzt immer ein Vorher und ein Nachher) nie gut beherrscht. In

Gegenwart von Romanisten und Französischlehrern ist sie meist verstummt. Ihr Französisch war eine in Jahrhunderten gereifte Papiersprache, sorgfältig erarbeitet, angelesen, im mündlichen Gebrauch unzuverlässig, unbeholfen. Nun aber redet sie ungeniert vor sich hin, Redewendungen steigen wie leicht hochgerülpte Bläschen aus der Kehle, und offenbar hat ihr Sprachvermögen auch in der seltsamen Zwischenzeit zwischen Vorher und Nachher hervorragend funktioniert.

Sie wird die Biografien der Heiligen nachlesen, denen man epileptische Anfälle oder plötzliche Sprachenvielfalt nachgesagt hat. Vielleicht hat sich im Frühstücksraum von Mme Leblanc ein halbherziges Pflingstwunder unter Stressbedingungen ereignet, das nach Anerkennung verlangt.

Ein Gehirn, das sich weigert, etwas aufzunehmen oder Aufgenommenes im üblichen Rahmen aufzubewahren, müsste doch – menschlich gedacht – einen Grund dafür haben. Traumata aller Art kämen infrage, aber sie findet nichts außer den durchschnittlichen Unglücksfällen, die ein durchschnittliches Leben begleiten. Lange Jahre war das größte Unglück, an das sie sich erinnern konnte, die Verschleppung ihres Puppenwagens durch betrunkene Fußballfans. Der Puppenwagen wurde ein paar Straßen weiter noch am selben Abend wiedergefunden. Menschen starben, es gab Trennungen. Nichts, was nicht allen passiert. Aber die anderen vergessen deswegen noch lange nicht ihr Urlaubsfrühstück mit netten Leuten und drei Sorten hausgemachter Marmelade. Sie vergessen erst am Ende ihres Lebens, und dann kontinuierlich und konsequent, bis das Vergessen sie umbringt.

Manchmal spricht sie – nachdem sie mehrere Dokumentationen zum Thema gesehen hat – mit ihrem Hippocampus, sie spricht mit dem doppelten Seepferdchen, das immer so leuchtend blau aussieht, und bittet es, wachzubleiben. Die Formel, die sie in einer Morgenandacht im Rundfunk hört, gefällt ihr: Mache dich mein Geist bereit. Nicht abschalten, bitte.

Was ist so unerträglich an diesem Frühstück, dass es gelöscht werden muss? Oder: Dass es nicht aufgezeichnet werden konnte? Durfte?

Der Schlüssel könnte doch bei der *table d'hôte* liegen ...

„Ich setze meine Tasse nieder und wende mich meinem Geiste zu. Er muss die Wahrheit finden.“

Sie sitzt mit R. im Grand Hôtel Cabourg, denn irgendwie muss aus dem Rückweg noch etwas Tröstliches, Spektakuläres gemacht werden, und zerkrümelt auf dem winzigen Tablett neben der Espressotasse ein paar Madeleines. Später wird ihr jemand erzählen, dass die Madeleines im Originalmanuskript Biscottes waren. Zwieback. Ändert das etwas? Sie sollte irgendwann darüber nachdenken.

Vor dem Hotel dreht sich das Karussell mit den Schaukelpferden und Kutschen, wohl ein osteuropäischer Nachbau, denkt sie kleinlich, aber da ist ein kleines Flugzeug, das sich

mitdreht. Nachtflug, kleiner Prinz, hellblaue Flügel, gleich werden wir in der Wüste landen.

Proust nervt. Sein Beschreibungswahn, seine Mutterfixierung. Ein Einfall – ein Leben lang ausgewalzt. Es tut gut, so zu denken. Die Frage des Arztes: Hat man Ihnen gesagt, Sie hätten sich mehrfach wiederholt?

Cabourg ist nass und kalt.

Wenn Siri Hustvedt schon nicht zurückruft, wird sie T. C. Boyle für die nächsten Schritte zu Gevatter bitten. Wer so wütend sein kann, ist möglicherweise ein hilfreicher großer Bruder. Aus der Randspalte einer Zeitung, die hinten im Auto liegt, rät er: Man muss mit der Katastrophe Schritt halten.

Zurück zur *table d'hôte*. Die *Recherche* führt zunächst nicht sehr weit. Aus dicken Büchern schmort ein bescheidener Konsens zusammen: Ein paar Menschen essen gemeinsam an einem langen Tisch, unter Aufsicht einer Gastgeberin. Sie benehmen sich angemessen und sachkundig, in schlichten Großstadtpensionen im 19. Jahrhundert vielleicht etwas ruppiger, missgünstiger, weniger eingehegt durch Geschmackssicherheit und Stilempfinden.

Hatte das Kind, das sie war, einmal an einer *table d'hôte* gesessen, was die Fixierung auf das Modell und die beharrliche sprachliche Verwechslung mit einer *chambre d'hôte* erklären könnte? Ein Bild taucht auf: wenige Kartoffeln in einer silbernen Schüssel. Ein weißgedeckter Tisch mit Blick auf einen See, Sonne auf dem Tischtuch. Sonne flimmert auf dem See, aber auch auf der Schüssel. Das Kind hat noch Hunger, aber es soll nicht unbescheiden sein. Die Schüssel wird weitergereicht, die Erwachsenen reden laut, quer über den Tisch, sie lachen viel. Vor allem lacht die Mutter, sie ist in ihrem Element. Der Vater lächelt angestrengt, für ihn ist der Mittagstisch in der Villa am See Arbeit, obwohl er Urlaub hat. Er will wieder raus, in den Liegestuhl am Bootsteg und auf die Berge schauen, die mit diesem Gepäck nicht erreichbar sind.

Die wirklichen Sehnsüchte stehen quer zur *table d'hôte*.

Einmal wollte R. sie beide zu einem Candle-Light-Dinner anmelden, vor Jahren, auf einer der Kanalinseln. Sie hat sich geweigert, und so landeten sie in einem Pub, in dem es nur Bier und Chips gab. Es wurde ein glücklicher Abend, gelb, fettig, rauchig.

Wochen später, in dem unterfränkischen Dorf laufen ihr die Tränen herunter, als sie vor dem kleinen Edeka-Laden die groß und blau aufgemalten Buchstaben auf dem Pflaster sieht: Vergiss mich nicht, wenn ich dich vergesse. Bayerische Demenzwoche.

Es ist ein anderes Thema, ja ja, und doch.

Susanne Neuffer, geboren 1951 in Franken, lebt als Schriftstellerin in Hamburg. Zuletzt erschien der Novellenband *Sandstein* (Maro 2022). Der hier abgedruckte Text erschien im August 2025 in der Zeitschrift *Merkur*.

Sagen können

Von Simon Froehling

Klar fragt man sich, denkt Fredy, was man gewollt haben könnte, so richtig, wirklich gewollt. Sich rückblickend sehnlichst gewünscht haben könnte. So in fünfzehn, zwanzig Jahren, wenn es, zumindest der Statistik nach, dann wirklich dem Ende zugeht. Falls das Schicksal kein Ass aus dem Ärmel schüttelt und die Statistik übertrumpft. Aber solange der Trumpf nicht Krebs heisst, oder ähnlich grausam, und solange es schnell geht, wenn es schon früher sein muss, ein Bus vielleicht – *Zack!* und aus –, ein Hirnschlag oder fataler Herzinfarkt, natürlich am liebsten im Schlaf.

Genug mit den dunklen Gedanken!

Fredy geht in die Hocke und fährt mit dem Zeigefinger über die raue, grau-braune Steinplatte, die am Kopfende des Massengrabs entlangläuft, wie er die leicht erhöhte und von majestätischen Bäumen gesäumte Wiese ganz hinten auf dem Friedhof Sihlfeld seinem *Tichu*-Grüppli gegenüber im Scherz genannt hatte. Offiziell heisst der Ort, der seit rund einer halben Stunde hochoffiziell auch seine letzte Ruhestätte sein wird, Gemeinschaftsgrab Sihlfeld D. Die etwa zehn Meter lange Platte ist zu rund einem Drittel voll mit Namen, fein säuberlich eingraviert, wie auch seiner eingraviert sein wird:

Fredy Löh, 1959 –

Das könne man? Das eigene Begräbnis noch zu Lebzeiten organisieren?

Die zweite Zahl, die da stehen wird, kennen nur die Götter des Schicksals und der Statistik, denkt er. Und dass er einen Rabatt hätte verlangen sollen für die Gravur seines doch sehr kurzen Namens.

Das könne man?, hatten sich die *Tichu*-Freunde erstaunt gezeigt. Das eigene Begräbnis noch zu Lebzeiten organisieren? „Schweiz, halt“, hatten die Freunde gesagt. „Aber warum?“, hatten sie gefragt.

„Na, damit ihr euch ordentlich aufs Trauern konzentrieren könnt und gefälligst auf nichts anderes“, hatte er geantwortet. „Spielen wir?“

Aber in Wahrheit will er schlicht verhindern, dass eine besonders emsige Cousine oder irgendein übriggebliebener Onkel postum irgendwelche Entscheidungen für ihn trifft. Wie das bei Hugo mit dessen Schwester geschehen war, die zu Lebzeiten

aufgrund seines „Arrangements“ mit Fredy nichts von ihrem Bruder hatte wissen wollen, aber am Tag nach dessen Tod aus dem verhasstem Niederbipp („Nur schon der Name!“) nach Zürich gerauscht gekommen war und verfügt hatte, Hugo gehöre zum Ätti und zur Mère in die niederbipp'sche Familiengruft.

Das Gemeinschaftsgrab erfreue sich immer größerer Beliebtheit, hatte Frau Aebischer vom Friedhofsbüro gesagt. „Soll ich ihnen die Ruhestätte zeigen, bevor wir uns an die Formalitäten machen?“

„Das ist nicht nötig“, hatte er geantwortet. Er kenne die Ecke und gehe nachher allein kurz vorbei.

Als sei er bereits tot und wolle sich selbst und ungestört Blumen bringen. Wobei ein Blumenstrauß schön gewesen wäre – für seinen geliebten Loetscher, der gar nicht allzu weit weg lag, wie er auf dem Herweg mit Freude festgestellt hatte.

„Gib's zu, du magst ihn hauptsächlich, weil er heisst wie ich“, hatte sein eigener Hugo jeweils gewitzelt, wenn Fredy am Erscheinungstag eines neuen loetscherschen Werks in die Buchhandlung geeilt und danach direkt aufs Sofa zugesteuert war.

Oder besser, zwei Blumensträuße. Denn der Sensenmann, ganz offensichtlich ein Freund der Ironie, hatte orchestriert, dass „die alte Schwuppe“, wie sein Lebens-Hugo den Schriftsteller-Hugo genannt hatte, neben Emilie Lieberherr zu liegen gekommen war.

„Die verkappte Lesbe“, hätte sein Hugo die Lieberherr wohl genannt, die beinahe 70 Jahre lang mit einer gewissen Minnie Rutishauser zusammen gewesen war. Rein platonisch, wie sie einmal gegenüber der *Weltwoche* gesagt hatte, als man die *Weltwoche* noch lesen konnte, was Fredy und Hugo regelmäßig taten, mit Vorliebe am Sonntagmorgen im Bett oder auf dem Balkon. Immer, wenn einer von Ihnen fertig war mit einem interessanten Artikel, tauschten sie Publikationen aus: *Weltwoche* gegen *WoZ*, *WoZ* gegen *Das Magazin*.

„So spricht man nicht über die Toten“, hört sich Fredy seinen Hugo jetzt schelten und ihn daran erinnern, was die Schweiz, und insbesondere die Stadt Zürich, der Sozialdemokratin alles zu verdanken habe. „Frauenstimmrecht. Konsumenschutz. Von der Drogenpolitik ganz abgesehen. Das Elend am Platzspitz und beim Letten, du erinnerst dich?“

Fredy ist tatsächlich wütend geworden, merkt er. Seine Gedanken viel zu laut in der leise raschelnden Blätterstille.

4.800,- *Kremation ohne Aufbahrung*, 400,- *Beisetzung im Gemeinschaftsgrab*, 400,- *optionale Namensinschrift, Amtliche Publikation gratis*.



Simon Froehling

Um sich abzulenken, rechnet Fredy aus, wie viele Cumulus-Punkte ihm sein Begräbnis eingebracht hätte, wenn er die ganze morbide Angelegenheit mit seiner Migros-Kreditkarte hätte bezahlen können.

„Vorauskasse bieten wir leider nicht an“, hatte Frau Aebischer gesagt. „Wir erheben lediglich einen sogenannten Vorsorgebetrag von 380,- Franken für die Bestattung. Dieser wird natürlich verrechnet, wenn das Ereignis eintritt.“

„Also mein Tod?“

„Auf den Vorsorgebetrag wird ein jährlicher Zins gewährt“, ignorierte Frau Aebischer seine Bemerkung. „Wobei der Zinssatz maximal demjenigen eines Sparkontos bei der Zürcher Kantonalbank entspricht.“

Sie schien das ganze Merkblatt, das sie Fredy hinstreckte, auswendig zu können.

„Ich rate ihnen, ein Grabkonto zu eröffnen“, fügte sie an, „und die Unterlagen zusammen mit der Bestattungsvereinbarung als Anhang zu ihrem Testament an einem sicheren Ort aufzubewahren.“

1.865 – auf so viele Cumulus-Punkte kommt Fredy, da er pro drei Franken, die er außerhalb der Supermarktkette ausgibt, einen Punkt erhält, und für 1'500 Punkte gibt es wiederum einen Einkaufs-Bon im Wert von 15 Franken.

Zusätzlich zur Garantie für die Beisetzung in diesem „oder einem ähnlichen, erst zu erstellenden Gemeinschaftsgrab im Friedhof Sihlfeld“, wie es in der Vereinbarung über die Bestattungswünsche heisst, hätte er also eine gute Mahlzeit bekommen, wenn er den Einkauf haushälterisch geplant hätte – und

seit seiner Pensionierung plant er jeden Einkauf haushälterisch. Nicht, weil er sonderlich aufs Geld schauen muss, sondern weil ihm die Planung und die Rechnerei Spaß bereiten.

Henkersmahl, denkt er, und merkt, wie hungrig er ist.

Genau drei Wochen ist sie her, seine Pensionierung. Der Abschieds-Apéro in der Oepfelkammer soll diesen Freitag stattfinden, vorher hatte es aufgrund der städtischen Frühlingsferien nicht allen Mitarbeitenden seiner Abteilung gepasst. Die Oeli, wie er als Habitué sagt, hat er selbst ausgesucht, ebenso sein Abschiedsgeschenk, einen silbernen Kugelschreiber von Caran d'Ache mit eingraviertem Namen. Die bebilderte *Liste möglicher Pensions-Präsente* hatte eines Morgens auf seinem Schreibtisch gelegen. Er hatte nur ankreuzen müssen.

Gravur über Gravur, denkt Fredy, die Hand noch immer auf der Steinplatte, die warm geworden ist unter seiner Haut, und fühlt sich plötzlich alt.

Was soll er bitte schön mit dem Geschenk? Wo er kaum mehr etwas zu Papier bringt vor lauter Handy. Aber was hätte er sonst auswählen sollen? Ein Damen-Foulard von Andi Stutz? Eine SBB-Uhr? SBB-Gutscheine hätte er genommen, für sein Generalabonnement, aber es standen keine zur Auswahl. Und einfach das Geld einzuheimsen, ebenfalls eine Möglichkeit, hatte Fredy billig gefunden.

Wenigstens war der Kugi keine Überraschung gewesen, denn er hasste Überraschungen und Geschenke waren im Grunde nichts anderes.

Ich bin wunschlos glücklich – bitte keine Gaben, schreibt er in jede Geburtstagseinladung, so lange er sich erinnern kann. In die Karten früher und die Emails heute. Immer mit dem Zusatz, dass Spenden an die *Stiftung Zürcher Lighthouse* willkommen seien, sollte jemand Geld loswerden wollen. IBAN: CH40 0900 0000 8000 1633 5.

Vielleicht sollte er wieder zu händischen Einladungen übergehen, jetzt, wo er Zeit hat, wie ihm vor allem seine jüngeren Freunde ständig vor Augen führen.

„Was machst du den ganzen Tag?“, fragen sie. „Wird dir nicht langweilig?“

„Langeweile ist besser als ihr Ruf“, antwortet er jeweils lapidar. Denn es muss niemand wissen, dass er aus dem Organisieren nicht mehr herauskommt, seit er an jenem Mittwoch vor drei Wochen hätte ruhig und ausgeglichen aufwachen sollen.

Diese Begriffe ... *Zur Ruhe gesetzt. Rubestand. Rubestätte. In Frieden ruhen.* Schönfärberei alles!

Noch in den Schlafshorts sortierte er seinen Kleiderschrank aus, mottete Anzüge ein, trennte die Unterhosen von den Socken, die bislang zusammen in einer Schublade gelebt hatten. Danach kamen sein kleines feuchtes Kellerabteil und der Estrich an die Reihe. Er optimierte, schichtete um, entsorgte. In der Folgeweche kaufte er sich das Generalabonnement und nahm sich vor, innert Jahresfrist in jeder Kantonshauptstadt zu Mittag gegessen zu haben. Er fing mit A wie Aarau und Appenzell an, dann kamen B wie Basel und Bern. Zwi-

schendurch ordnete er die Dateien auf seinem Laptop, erstellte logischere Ordner-Hierarchien und recherchierte verschiedene Cloud-Anbieter, damit er endlich eine Backup-Lösung haben würde, insbesondere für die vielen Tausenden Fotos.

Nur an ihren Büchern, Hugos und seinen, gab es nichts zu rütteln. Sie hatten alle ihren festen Platz in den beiden Regalen, die er vor vielen Jahren während einer „Rotstiftwoche“ bei Möbel Pfister mit 50 Prozent Rabatt erstanden hatte, als die alte und ohnehin hässliche Wohnwand zu klein geworden war – unterteilt in Sachbücher aller Sprachen und in deutsche, englische und französische Belletristik, natürlich alphabetisch.

Die einzige Ausnahme bildeten die paar Bücher, die Hugo damals ins Lighthouse mitgenommen hatte und die nun auf dem Sideboard neben dem Sofa lagen: *Amour fou* von André Breton in der deutschen Übersetzung, Raymond Carvers letzter Gedichtband, *Ein neuer Pfad zum Wasserfall*, sowie zwei Romane von Walter Vogt und Loetschers *Der predigende Hahn*, wohl Fredy zuliebe und obwohl Hugo gewusst haben musste, dass er nie und nimmer –

Instinktiv fasst sich Fredy an den Hals, zwirbelt die dünne Goldkette mit Daumen und Zeigefinger in die eine, dann in die andere Richtung.

„Nimm sie mir ab“, hatte Hugo zwei Tage vor seinem Tod ge-flüstert. „Die ist viel zu schwer. Sie piekst.“

Vorsichtig hatte Fredy den Verschluss geöffnet und die Kette unter Hugos Nachthemd hervorgezogen. Selber konnte sich sein Liebster kaum mehr die Schnabellasse an den Mund führen, um zu trinken, konnte kaum mehr die Lippen öffnen, um zu sprechen. Seine vormals so vollen Lippen, die nun dünn waren und bläulich, und die trocken blieben, deren Haut zerfetzt war, egal, wie oft Fredy oder der pummelige Pfleger sie mit Vaseline einstrichen.

„Leg sie an.“

Es war Hugos letzte Bitte gewesen.

Schon lange hat ihn niemand mehr nach seinem Sternzeichen gefragt, geht Fredy durch den Kopf. Er holte dann als Antwort immer die Kette hervor und hielt den goldenen Skorpion in die Höhe. In Wirklichkeit ist er Steinbock.

Vielleicht ist es an der Zeit, die *Lighthouse*-Bücher zu den anderen zu stellen. Aber wohin soll er dann mit dem Teddybären, der an den Stapel gelehnt auf dem Sideboard sitzt? Hugo hatte ihn bei seiner Ankunft in dem AIDS-Hospiz, das erste seiner Art in der Schweiz, von der Leitung geschenkt bekommen. Bis heute gibt es jedes Jahr vor Weihnachten eine große Spenden-Aktion am Hauptbahnhof mit den Bären. Fredy gibt immer großzügig, nimmt aber nie einen weiteren Teddy an.

Hugos Schwester, die das Hospiz erst betreten hatte, als ihr Bruder bereits tot war, hatte das Stofftier vom Nachttisch genommen, wo es neben der scheußlichen Schnabellasse und Hugos Patek Philippe lag, die er zu seinem 18. Geburtstag von

seinem Vater bekommen hatte, als der noch nicht wusste, dass sein Sohn „einer von denen“ war.

„Wie süß“, hatte die Schwester gesagt und dem Bären über den Kopf gestrichen. „An den erinnere ich mich gut. Ich war so neidisch, als Hugo ihn bekam. Und dann nie mit ihm spielte. Kein Wunder, sieht er aus wie neu.“

Worauf Fredy ihr den Teddy entrissen und aus dem Zimmer gestürmt war. Als er zurückkam, war die Schwester weg und die Uhr ebenso. Am selben Nachmittag wurde Hugos Leichnam abtransportiert. An die Beerdigung in Niederbipp im Kanton Bern fuhr Fredy nicht.

Das ist wohl das Einzige, was er bereut in seinem Leben – in ihrem gemeinsamen Leben: Dass sie nicht daran gedacht hatten, ein Testament zu machen. Anfänglich waren sie so jung gewesen, so sorglos unterwegs, so kopflos. Herz- und schwanzgesteuert, in alle Richtungen. Aber ohne den anderen aus den Augen zu lassen. Nie.

Und dann war es – zum Glück, musste man im Nachhinein sagen –, so schnell gegangen mit dem Sterben.

Wieder so eine Schönfärberei, denkt Fredy, denn Hugo war, wie so viele, regelrecht verendet an der Seuche. Abgemagert bis auf die spitzen Knochen, sein Kopf plötzlich riesig wie der eines Säuglings, seine Haut spröde und gleichzeitig wach-sern, wie zerknittertes Backpapier, und dann die purpurnen Flecken, das Kaposi-Sarkom – „der Lippenstift des Todes“, hatte Hugo gewitzelt –, das sich von seiner rechten Wange über den Hals, die Schulter, den Rücken entlang ausbreitete bis runter zu seinem Po.

Er wird Hugos Hospiz-Bücher lassen, wo sie sind.

Erst jetzt bemerkt Fredy die zwei Gym-gestählten Männer, beide bereits in kurzen Hosen und Träger-Shirts, die auf der Wiese eine Decke ausgebreitet haben und Picknick-Sachen aus den Staufächern des futuristisch anmutenden Kinderwagens holen, der neben ihnen steht.

Er muss sich an der Steinplatte abstützen, um aufzustehen, und wie erwartet schießt ihm ein scharfer Schmerz ins linke Knie. Es ist sein einziges Gebrechen, aber wenn es so weitergeht, wird er in die Operation einwilligen müssen, zu der ihn seine Ärztin seit zwei Jahren drängt.

Hugos drittletzte Bitte war schon fast ein Klischee gewesen.

„Such dir einen feschen Jungen und erzähl ihm von mir.“

„Ja, Schatz. Mache ich, Schatz“, hatte Fredy mit der parodistischen Floskel geantwortet, die er jeweils gab, wenn Hugo versuchte, ihn im Haushalt herumzukommandieren.

Sie hatten beide gelacht.

Ungefähr zwei Wochen vor Hugos Tod war das gewesen, gleich, nachdem sie ihn als einen der ersten Patienten – seine „Mitsterbenden“, wie Hugo sagte –, ins *Lighthouse* umquartiert hatten, weil Fredy die Pflege neben der Arbeit nicht mehr allein schaffte.

Oder sie hatten ein Lachen versucht. Und dann war die Stimmung gekippt, als Hugo, ohne ihm in die Augen zu schauen, seine zweitletzte Bitte äußerte: „Lies mir das Fragment vor.“

„Welches Fragment?“

„Du weißt, welches. Das späte, von Carver. Letzte Seite.“

„Hugo ...“

„Lies es, bitte.“

Also hatte Fredy das Buch vom Nachttisch genommen und hinten aufgeschlagen: „*Und – hast du bekommen...*“, setzte er an. „Lies weiter.“

„*Und – hast du bekommen, was du haben wolltest von diesem...*“

Fredys Stimme versagte.

„... *was du haben wolltest von diesem Leben, trotz allem?*“, half Hugo nach.

Fredy sammelte sich: „*Und – hast du bekommen, was du haben wolltest von diesem Leben, trotz allem?*“

„Ja, hab ich.“

„Und was wolltest du?“

„Sagen können, dass ich geliebt werde, mich geliebt fühlen...“

„Schhhh“, machte Fredy. Schlug das Buch zu.

„*Sagen können, dass ich geliebt werde...*“

„Bitte nicht.“

„... *mich geliebt fühlen auf dieser Erde.*“

„Bitte nicht.“

Fredy starrt weiterhin auf die beiden Männer, die nun zu essen begonnen haben – Crudités möglicherweise oder Tortilla-Chips, irgendetwas mit einem Dip. Wobei sie immer wieder aufstehen müssen, um das Kleinkind einzusammeln, das ständig davonkrabbelt.

Eigentlich hatte er direkt nach dem Friedhofsbesuch ins Bündnerland fahren wollen, nach Chur, der nächsten Destination auf seiner Zmittags-Liste. Aber dafür ist es nun zu spät.

Egal, sagt er sich, das kann er morgen nachholen. Für heute hat er genug erreicht.

„Für heute und überhaupt“, flüstert er den riesigen Baumkronen zu. „Das Allergrößte, Allerschönste haben wir erreicht.“

„Was denn?“, raschelt es zurück.

„Du weißt schon: Sagen können...“

Und dann entscheidet er sich, dass er trotzdem etwas essen sollte, auch wenn sein Appetit verschwunden ist. Damit er nicht umkippt, wenn er um 16 Uhr seine neue Grindr-Bekanntschaft, den wirklich sehr fischen Jonas, zum Kaffee trifft. Ein kleines Plättli oder so, zur Feier des Tages in der Oeli, da kann er gleich sicherstellen, dass alles bereit ist für den Apéro am Freitag. Anstatt am eigenen Grab zu stehen, sich rein gar nichts zu wünschen und deppert in die Landschaft zu lächeln.

Simon Froehling, geboren 1978 in Brugg, lebt als Schriftsteller und Dramaturg in Zürich. Zuletzt erschien sein Roman *Dürrest* (Bilger Verlag, 2022). Der hier abgedruckte Text erschien in *Wünsch dir was*, der „Weihnachtsgabe“ des Diogenes Verlages im November 2024.



auch als
eBook

Anke S. Biendarra /
Julia Schöll (Hg.)
ISBN 978-3-96707-226-6
März 2025

Jenny Erpenbeck

Preisträgerin des International Booker Prize

Ihr Werk schließt an die großen gesellschaftlichen Diskurse des 20. und 21. Jahrhunderts an. Die Heftbeiträge diskutieren auch die Rezeption in der Literaturkritik.

et+k

edition text+kritik

**fünfzig
jahre**

Literatur · Musik · Film



auch als
eBook

Bernard Banoun /
Carola Hähnel-Mesnard (Hg.)
ISBN 978-3-68930-122-4
Juli 2025

Lutz Seiler

Lyriker, Essayist und Romanautor: Lutz Seiler gehört seit Langem zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart. Seine Gedichte (»pech & blende«), sondieren die Welt, seine Romane (»Kruso«, »Stern 111«) entwerfen zeitgeschichtlich verankerte und zugleich literarisierte Figuren.

et+k

edition text+kritik

**fünfzig
jahre**

Literatur · Musik · Film

Mars

Von Peter Stamm

Er entfernt sich immer weiter von uns, hundertachtzehn Millionen Kilometer müssen es inzwischen sein, und jede Stunde werden es hunderttausend Kilometer mehr, der einsamste Mensch im Universum. Er hat versucht, mir den Weg zu erklären, in diesem dreidimensionalen System von bewegten Objekten, wir bewegen uns, er bewegt sich, die Sterne und Planeten bewegen sich umeinander. Die schnellsten Wege sind nicht immer die kürzesten, man nutzt die Anziehungskraft eines Objekts nur um sich noch schneller und noch weiter von ihm weg zu katapultieren, folgt gekrümmten Bahnen in einem gekrümmten Raum, in unzählbare Weiten. Fliegt man überhaupt in der Leere, steht man nicht eigentlich still, während sich alles um einen herum bewegt?

Ihr müsst daran glauben, hat Laurin gesagt, nur so halten wir das durch. Ich selbst halte es nur durch, wenn ich daran glaube. Sechs Monate und neunzehn Tage. Und dann? Dann öffnet er die Kellertür und steht auf dem Mars. Laurin nennt es eine Mission, ich ein Experiment.

Monatelang hat er sich darauf vorbereitet, hat Ausrüstung und Material zusammengetragen, die Räume geplant und eingerichtet und alles dokumentiert. Es ist sein Projekt, er hat keine Unterstützung bekommen und niemand außer uns dreien weiß davon. Wird er es öffentlich machen, wenn er sein Ziel

erreicht hat? Er zuckt mit den Schultern. Darum geht es ihm nicht. Er hasst es, im Mittelpunkt zu stehen, er will nur sich selbst beweisen, dass er dazu imstande ist.

Seine Mutter fand die Idee von Anfang an verrückt, sie hat sich gewehrt dagegen, nur ich habe ihm manchmal ein wenig geholfen. Es war die einzige Möglichkeit, ihn nicht ganz zu verlieren in dieser Zeit der fieberhaften Vorbereitungen, ihn nicht schon zu verlieren, während er noch gar nicht aufgebrochen war. Wir saßen oft spätabends in der Küche und diskutierten mögliche Probleme, suchten nach Lösungen. Die Wasserversorgung, das Abwasser, die Ernährung, medizinische Fragen, die Kommunikation. Die Verzögerung, mit der unsere Nachrichten ankommen, wird von Tag zu Tag größer, am Ende der Reise wird sie einundzwanzig Minuten betragen. Einundzwanzig Minuten für meine Fragen und noch einmal solange für seine Antworten. Er hat versucht, das zu programmieren, aber es ist ihm nicht gelungen. Dann hat er eine Tabelle gemacht mit allen Tagen und den Verzögerungen, jeden Tag sechs Sekunden mehr und jetzt zählen wir die Minuten und Sekunden, bevor wir eine Nachricht öffnen, sechseinhalb Minuten sind es inzwischen, eine Ewigkeit.

Ich weiß nicht, wann und wie es anfang, vielleicht mit Mars One, da war Laurin noch ein Kind. Ein verrückter Holländer hatte Kandidaten für einen Flug zum Mars gesucht und ein junger Mann aus unserer Gegend hatte sich beworben und war in die engere Auswahl gekommen. Laurin hatte die Geschichte irgendwo aufgeschnappt und war fasziniert von der Vorstellung, auf einen anderen Planeten zu fliegen. Aber die kommen nicht zurück, hatte ich ihm gesagt, die müssen dort oben bleiben, bis sie sterben. Er hatte kurz gezögert, dann hatte er gesagt, das wäre ihm egal. Das Ganze hatte sich später zerschlagen, der Holländer war ein Scharlatan, hatte keine Ahnung von Raumfahrt, seine Firma war Konkurs gegangen. Aber Laurin schien sein Traum nie mehr loszulassen. Mit der Hartnäckigkeit, die nur Kinder aufbringen, hatte er alle weiteren Weltraummissionen verfolgt und die Diskussionen über mögliche bemannte Flüge zum Mond, zum Mars. Er hatte Bücher gelesen und sich Filme angeschaut, dabei schienen ihn jene am meisten zu faszinieren, in denen ein Astronaut auf sich selbst gestellt war, allein in den Weiten des Alls.

Manchmal stelle ich mir ihn da unten im Keller vor wie damals in Annas Bauch, zugleich einsam und geborgen. Er hat sich sein eigenes Mutterschiff gebaut, seinen Uterus, der ihn mit allem versorgt, mit Nahrung, Wärme, Wasser und



FOTO: © JULE KUEHN

Peter Stamm

Luft. Wie sehen deine Tage aus?, habe ich nach dem Frühstück geschrieben. Ich öffne die App immer wieder, lese meine Frage, die in meinen Gedanken mit jedem Mal Lesen an Gewicht gewinnt, diesen Ruf in die Unendlichkeit des Raums. Geht es dir gut? Hörst du mich noch? Bist du noch bei uns oder hast du uns längst verlassen, unterwegs zu Zielen, an die wir dir nicht folgen können? Erst gegen Mittag erscheint das blaue Häkchen. Das Warten danach ist fast noch schlimmer als jenes davor. Die Nachricht ist angekommen, aber hat sie ihn auch erreicht? Er meldet sich immer seltener, ein-, zweimal am Tag allerhöchstens, manchmal auch gar nicht. Die Nachrichten sind kürzer geworden, technische Berichte, Fakten, Zitate aus Büchern, die er mitgenommen hat. Über sich, seine Gefühle schreibt er nichts. Noch bevor eine Antwort kommt, schreibe ich ein weiteres Mal. In drei Tagen ist Frühlingsanfang, es ist warm draußen. Der Garten ist voller Vögel. Kohlmeisen, Blaumeisen, Mönchsgrasmücken. Ich werde wohl noch ein wenig spazieren gehen mit deiner Mutter.

Anna und ich sind spazieren gegangen am See. Das blaue Frühlingslicht, die Wärme der Sonne und die Kühle der Schatten, die austreibenden Bäume, die Wasservögel in ihrer Betriebsamkeit. Es tut mir im Herz weh, dass Laurin das nicht mit uns teilen kann, dass er in seinem selbstgewählten Gefängnis sitzt, in der Dämmerung des elektrischen Lichts, betäubt vom stetigen Rauschen der Belüftungsanlage und wartet, dass die Zeit vergeht. Wir sind am See spaziert, jeder in seine Gedanken versunken sind wir am Ufer entlang gegangen und dann wieder zurück nach Hause. Es ist, als hätte Laurins Schweigen auf uns abgefärbt.

Vor der Mission gab es viel Streit zwischen Anna und mir, heftige Diskussionen über Sinn und Unsinn des Projekts, über Selbstverantwortung und elterliche Pflichten, von Anna sogar Drohungen, eine Schutzbehörde einzuschalten, einen psychiatrischen Dienst, die Polizei. Was willst du ihnen sagen? Das ist doch verrückt! Verrückt sein ist nicht verboten. Er ist erwachsen. Er kann für sich selbst entscheiden. Laurin hörte meist nur stumm lächelnd zu, manchmal erklärte oder präzierte er etwas oder er stand einfach auf und ging in sein Zimmer, diese sanfte Verweigerung, die Anna noch mehr aufregte, als sie es ohnehin schon war.

Am Tag, als Laurin aufbrach, einem Samstag im Januar, frühstückten wir noch zusammen, dann ging Anna einkaufen. Um neun sollte es losgehen, das war schon lange abgemacht. Aber Anna war nicht da, sie verpasste den Abschied. Laurin und ich umarmten uns linkisch, ich klopfte ihm noch einmal auf die Schulter, als er sich schon abdrehte und durch die Luke stieg. Mach's gut. Dann zog er die Luke hinter sich zu und ich plombierte sie mit einer Zange, die er extra für diesen Zweck angeschafft hatte und machte ein Foto. Ein Beweis für wen? Die Stufen der Kellertreppe kamen mir doppelt so hoch vor wie sonst.

Anna kam erst eine Stunde später aus der Stadt zurück, stellte die Einkäufe auf den Küchentisch und begann, die Sachen in den Kühlschrank zu räumen. Ich sagte nichts und auch sie schwieg. Seither reden wir kaum über Laurin. Sie kriegt seine Nachrichten, er hat einen eigenen Chat für uns drei eingerichtet, Mission to Mars. Ich sehe, dass sie die Nachrichten liest, aber sie schreibt ihm nie zurück.

Die Antwort kommt erst kurz vor dem Abendessen. Ein Marstag, ein Sol, dauert 24 Stunden, 39 Minuten und 35 Sekunden. Alle Systeme in Ordnung. Blutdruck und Sauerstoffwerte im normalen Bereich. Heute 20 km auf dem Hometrain, 550 kcal. LG. Laurin.

Warum kürzt er seine Grüße ab? Hat er nicht unendlich viel Zeit? All die leeren Stunden, wie verbringt er sie? Er hat kein Internet, er ist schon viel zu weit von der Erde entfernt. Liest er, führt er sein Logbuch, bereitet er sich Mahlzeiten zu, schläft er länger als sonst? Er hat immer viel geschlafen, schon früher war es mir manchmal vorgekommen, als schlafe er nur, um nicht wach sein zu müssen. Ein Traum in einem Traum.

Die Nachrichten sind kürzer geworden, technische Berichte, Fakten, Zitate aus Büchern, die er mitgenommen hat.

Manchmal gehe ich am Morgen, bevor ich zur Arbeit muss, mit den Schuhen den Flur auf und ab mit möglichst lauten Schritten, in der Hoffnung, er könne mich hören. Dann stehe ich still, lausche, aber ich höre nur die Vögel aus dem Garten und dann und wann ein Auto vorüberfahren. Anna hat mich beobachtet, sie muss meine Absicht erraten haben, aber sie sagt nichts. Sie sagt nur, du hast es gut. Sie sagt, sie hält es fast nicht aus im Haus, immer zu wissen, dass er da unten ist und doch so weit weg. Wenigstens reden wir wieder, aber Anna wirkt wie gebrochen, spricht leiser, bringt Sätze nicht zu Ende. Wenn sie an den Nachmittagen in der Bibliothek ist, ist das Haus leer wie der Weltraum und Laurin darin noch einsamer. Es macht mir Angst, ihn so allein zu wissen, und ich gehe oft früher nach Hause, um ihm nah zu sein. Anna und ich lösen uns ab beim Wache halten. Ich bilde mir ein, dass er es spüren kann.

Als Laurin zum ersten Mal von seinem Vorhaben sprach, hatte er sich schon alles ausgedacht und zurechtgelegt. Er hatte im Herbst ein ingenieurwissenschaftliches Studium der Luft- und Raumfahrttechnik begonnen, aber er war fast nie an der Hochschule. Wenn ich ihn darauf ansprach, sagte er, er könne die Vorlesungen auch online besuchen, die Skripte herunterladen, es gebe Mitschriften der Veranstaltungen. Er saß meistens in seinem Zimmer und schien konzentriert

zu arbeiten, aber wenn ich an die Tür klopfte und den Kopf hineinstreckte, schloss er schnell die Fenster auf dem Monitor und ich sah nur den Desktophintergrund, ein einsamer Astronaut in einer roten Wüste, über der sich ein schwarzer Sternenhimmel wölbte.

Eines Abends, nach dem Essen, weihte er uns dann ein. Er umriss sein Vorhaben mit wenigen Sätzen. Er hatte gelesen, dass die NASA Freiwillige suchte, die ein Jahr lang in einer simulierten Marsstation in der Nähe von Houston leben sollten. Die Bewerber müssten ein naturwissenschaftliches Studium abgeschlossen und tausend Flugstunden absolviert haben, zwischen dreißig und fünfundfünfzig Jahre alt und Amerikaner sein, lauter Kriterien, die Laurin nicht erfüllte. Die nächste günstige Konstellation für einen Flug zum Mars ist ohnehin erst 2033, sagte er lachend, dann werde ich dreißig sein. Die Leute, die sich jetzt bewerben, werden nie zum Mars fliegen. Aber ich werde im perfekten Alter sein und bereit. Anna und ich schauten ihn entgeistert an. Ich werde einen Flug zum Mars simulieren, sagte er, ich werde beweisen, dass ich dazu im Stande bin. Sechs Monate und neunzehn Tage, so lange wie die Perseverance Mission. Mehr hatte er dazu nicht zu sagen. Er legte einen Plan unseres Kellers auf den Tisch, auf dem er einige Änderungen eingetragen hatte, und fing an, über technische Details zu sprechen. Er würde den Fitness- und den Werkraum benötigen, vierzig Quadratmeter wie die Amerikaner. Im Werkraum gab es Wasser und die Abwasserleitung führte dort durch. Er würde eine Toilette installieren, das würde nicht ganz einer Weltraumtoilette entsprechen, aber darum ging es ihm nicht. Am Wasserhahn würde er einen Zähler anbringen und sich an ein genaues Kontingent halten, drei Liter pro Tag für das Trinken und Kochen, vier Liter für die Körperpflege. Er hatte ein Buch neben sich auf den Tisch gelegt, ein Sachbuch für Kinder über das Leben als Astronaut. Er musste meinen Blick bemerkt haben, er sagte, das Buch sei wirklich gut und zuverlässig, darin seien alle nötigen Informationen zusammengefasst. Ich stellte mir vor, wie er in der lokalen Bibliothek nach Informationen gesucht hatte und auf dieses Buch gestoßen war, vielleicht hatte Anna es ihm ausgeliehen, ohne zu ahnen, was er damit vorhatte. Er tat mir plötzlich unendlich leid, ich hätte ihn in die Arme nehmen mögen, aber ich stand nur auf und fragte, will jemand Kaffee?

Am Anfang taten Anna und ich die Idee als eine Verrücktheit ab, ein Gedankenexperiment ohne große Bedeutung. Nachdem Laurin wieder in seinem Zimmer verschwunden war, redeten wir nur kurz darüber. Keine Chance, sagte Anna, das wird er sich schon wieder aus dem Kopf schlagen. Er soll sich besser auf sein Studium konzentrieren, sagte ich. Meinst du, es geht ihm gut? Anna murmelte etwas, sie hatte sich wieder in ihr Buch vertieft, eine Neuerscheinung, die sie aus der Bibliothek mitgebracht hatte.

Am aufwändigsten war der Einbau der Toilette. Sie brauchte eine Hebeanlage mit Häcksler, um das Abwasser sicher in die Kanalisation abzupumpen. Laurin zeigte mir im Internet die

verschiedenen Modelle. Für die Kosten wollte er mit seinem Ersparten aufkommen. Der Installateur schien sich ein wenig über den Auftrag zu wundern, aber er stellte keine Fragen und hatte die Toilette und den Zähler am Wasserhahn in wenigen Stunden eingebaut. Als Anna am Abend davon erfuhr, kam es zu Streit, sie warf mir vor, Laurin in seinen Hirngespinnsten noch zu bestärken. Ich gebe zu, es machte mir Spaß, den Plan mit ihm zusammen in die Tat umzusetzen, auch wenn ich die Idee noch immer für verrückt hielt. Hauptsache er hat ein Ziel, sagte ich. Das ist kein Ziel, sagte sie, das ist Wahnsinn.

Der Werkraum war eigentlich eine Nische in einem größeren Kellerraum, in dem wir alles Mögliche aufbewahrten. Laurin hatte eine Trennwand geplant und wir zimmerten sie zusammen, ein Balkengerüst mit Gipskartonplatten verkleidet, die Hohlräume mit Glaswolle isoliert. Auch die Außenseite der Wand bestand aus Gipsplatten. Darauf schrieb er mit roter Farbe, Mission to Mars 2022.

Im Fitnessraum gab es ein kleines Fenster in einen Lichtschacht, aber Laurin bestand darauf, es zu versiegeln und abzukleben. Die Frischluftzufuhr sollte ausschließlich über einen Ventilator aus dem Keller erfolgen, das stetige Rauschen wäre Teil der Simulation, die dem Aufenthalt in einem Raumschiff möglichst nahekommen sollte.

Alle Astronauten nähmen Plüschtiere mit, hatte er mir vor dem Abflug erklärt.

Auch das Essen hatte er minutiös geplant. Erst wollte er nur gefriergetrocknete Nahrung mitnehmen, aber ich konnte ihn davon überzeugen, dass man die Toleranz gegenüber schlechtem Essen nicht trainieren kann. Er kaufte sich ein billiges Mikrowellengerät und kochte alle möglichen Gerichte vor, die er portionsweise in Weckgläser abfüllte und sterilisierte. Er informierte sich über Nährstoffe, Vitamine und Spurenelemente und stellte sich einen Cocktail aus Nahrungsergänzungsmitteln zusammen, den er jeden Tag schlucken würde. Den Hometrainer im Fitnessraum würde er benutzen, um fit zu bleiben und in der Schwerelosigkeit keine Muskelmasse zu verlieren. Annas Yogamatte, die sie schon seit Jahren nicht mehr benutzte, würde ihm als Bett genügen. Sein Kleiderbedarf würde gering sein, im Internet bestellte er sich Wegwerfunterwäsche aus Vlies, T-Shirts, Hosen und Socken würde er alle zwei bis drei Wochen wechseln. Wir hatten eine längere Diskussion darüber, ob wir den Abfall für ihn entsorgen sollten, aber da er sein Mutterschiff plombieren wollte, entschied er sich für Müllbeutel und eine große Tonne, in der die Abfälle einigermaßen luftdicht entsorgt werden konnten.

Bei all den Planungs- und Bauarbeiten hatte ich verdrängt, was Laurin wirklich vorhatte, fast sieben Monate in völliger Isolation in unserem Keller zu sitzen, ohne Berührungen,

ohne Gespräche, ohne Sonnenschein. Er lud sich Filme und Musik herunter, schaffte sich Bücher an. Ich war etwas überrascht, welche Lektüre er sich vornahm, einige Science-Fiction-Klassiker waren dabei, aber auch *Robinson Crusoe*, eine Nacherzählung der *Odyssee*, Bücher von Joseph Conrad, Jack London und Edgar Allan Poe. Sogar eine Bibel nahm er mit, ein Exemplar des Gideon Bundes, das ich einmal in einem Hotel hatte mitgehen lassen.

Wir haben einen Kuchen für dich gebacken, schreibe ich früh am Morgen seines Geburtstags. Wir wünschen dir alles Gute für das neue Lebensjahr, Glück und Zufriedenheit und dass alle deine Träume in Erfüllung gehen. Ich kann Anna dazu überreden, mit mir ein Selfie zu machen, wir sitzen am Gartentisch, vor uns der Kuchen, auf dem eine Kerze brennt, daneben ein eingepacktes Geschenk. Ich muss ein paarmal abdrücken, bis Annas Gesicht freundlich genug ist. Dann mache ich noch ein Foto vom Garten, die ersten Blumen blühen, Krokusse, Traubenhyazinthen.

Ich habe Laurin nicht aufgefordert, uns ein Bild zu schicken, und bin ein bisschen überrascht, dass er es tut. Es ist das erste Bild, das er uns schickt, Tag 70, steht darunter. Er sitzt im Schneidersitz auf der Yogamatte, im Schoß sein Lieblingsplüschtier, einen kleinen Bären, den er vor vielen Jahren von seiner Großmutter geschenkt bekommen hat. Alle Astronauten nähmen Plüschtiere mit, hatte er mir vor dem Abflug erklärt, schon Juri Gagarin habe eine Puppe dabei gehabt, die ihm den Moment der Schwerelosigkeit angezeigt habe. Vor ihm, auf einem Teller, ein kleiner Kuchen aus dem Supermarkt, den er zu diesem Zweck mitgenommen haben muss, eine Tasse, vermutlich mit Sofortkaffee. Er trägt T-Shirt und Trainingshose. Sein Haar ist zerzaust, er hat einen Bart. Er scheint abgenommen zu haben. Seine Augen leuchten. Wir müssen ihn da rausholen, sagt Anna. Er sieht glücklich aus, sage ich.

Es ist absurd, er will ins Weltall und vergräbt sich stattdessen im Keller, als komme er der Unendlichkeit so am nächsten. Manchmal setze ich mich in sein Zimmer, um mich ihm ein wenig näher zu fühlen. Er hat es vor der Abreise aufgeräumt, nichts liegt herum, das Bett ist gemacht. Er hat unzählige Bücher über das Weltall, über Astronomie, die Raumfahrt, davor stehen *Star Wars*-Figuren, kleine Roboter, Astronauten, seltsame Außerirdische, eine diverse Familie, der die Erde nicht groß genug sein kann. Ich hatte mich oft gefragt, was Laurin am All so faszinierte, vielleicht war es eine zufällige Leidenschaft und er hätte sich ebenso gut für Dinosaurier, Actionhelden oder etwas anderes begeistern können. Vor ein paar Jahren hatte er sich beklagt, die Welt sei klein geworden, jeder Ort lasse sich auf Google Maps betrachten und sei mit dem Flugzeug in höchstens vierundzwanzig Stunden zu erreichen. Ich widersprach ihm, sagte, er müsse auf das Kleine schauen, um die Größe der Welt zu erkennen. Je näher du rangehst, desto größer wird alles.

Seit er im Keller ist, sehe ich die Welt tatsächlich wie neu, als sähe ich sie durch seine Augen. Vieles, was vorher selbstverständlich war, kommt mir jetzt seltsam und unglaublich vor, unser Alltag, unsere Gewohnheiten, was uns beschäftigt. Vieles, was ich vorher kaum beachtet habe, bewundere ich jetzt, das Vogelgezwitscher am Morgen, die Knospen, die überall austreiben, die filigranen Blüten und Blätter, Insekten, Spinnweben, sogar Wolken, Regentropfen, die vom Wind getrieben über die Fenster wandern.

Ein dumpfer Knall, etwas ist gegen die Scheibe geprallt. Es ist ein Vogel, ein Buchfink, der immer und immer wieder gegen die Scheibe fliegt. Ich vertreibe ihn, aber er kommt zurück, flattert dicht vor dem Fenster auf und ab, dann prallt er wieder gegen die Scheibe. Er muss sein Spiegelbild für einen Rivalen halten, der in sein Revier eingedrungen ist. Ich lasse den Rollladen herunter. Jetzt ist es fast ganz dunkel im Zimmer. Ich lege mich auf Laurins Bett.

Eigentlich hat er sich seit seiner Geburt von uns entfernt, nicht mit so hoher Geschwindigkeit wie jetzt, aber mit gnadenloser Konsequenz immer weg von uns, als er gehen lernte, als er sprechen lernte. Der erste Kindergarten tag, der erste Schultag, das Klassenlager, lauter kleine Abschiede, nach denen er als ein Anderer zurückkehrte, ein bisschen fremder, ein bisschen verschlossener. Und immer dieses Gefühl: Er begibt sich in Gefahr, ich kann ihn nicht beschützen, kann ihm nicht helfen. Er muss seinen Weg alleine finden. Er kann nur zurückkehren, wenn er weggegangen ist. Und jetzt will er zum Mars.

Tag 76, morgens kurz vor sechs gehen Venus, Saturn und Mars fast gemeinsam und ganz nah beieinander auf. Ost, Südost. Wie ist das Wetter? Ich zähle die Minuten. Nass und kalt, schreibe ich endlich. Es könnte Schnee geben. Wir werden den Mars nicht sehen.

Drei Tage später schneit es wirklich. Ich schreibe es Laurin, schicke ihm ein Bild vom Vogelhaus, auf dessen Dach eine dicke Schneehaube liegt. Ich schreibe ihm von den Stürmen, Tag 84. Auf dem See sind Schaumkronen, der Wind dröhnt um das Haus, Äste sind von den Bäumen gebrochen. Eine Woche später wird es wärmer, dann warm. Tag 93, Ostern. Bilder aus dem Garten.

Ein Bild von Laurin im Keller mit einem kleinen Osternest mit Schokoladeneiern, das ich ihm mitgegeben habe. Ein verlegenes Lächeln. Er scheint noch mehr abgenommen zu haben. Seit Wochen isst er nichts Frisches mehr, nur noch Gekochtes, Sterilisiertes. Dosenfrüchte, Schokolade, Cracker. Und Vitamintabletten.

Tag 101. Was vermisst du am meisten? Beim Frühstück hat Anna gesagt, sie denke Tag und Nacht an Laurin, mehr als jemals zuvor. Sie habe Angst um ihn. Sogar als er die Lungenentzündung hatte und im Krankenhaus lag, habe sie sich weniger Sorgen gemacht. Vielleicht weil er in guten Händen war, weil ich wusste, dass sich jemand um ihn kümmert. Jetzt ist er ganz allein und auf sich selbst gestellt. Es kann ihm nichts

passieren, sage ich, er ist in Sicherheit. Das glaube ich nicht, sagt Anna. Er wird nicht zurückkommen von dieser Reise. Ihre Stimme klingt, als würde sie gleich zu weinen anfangen. Natürlich schickt sie ihm Nachrichten, vom ersten Tag an hat sie es getan, nur nicht in unserem gemeinsamen Chat. Sie hat es mir erst jetzt gesagt. Was sie ihm schreibt, erzählt sie mir nicht.

Als ich die Schuhe anziehe, fällt mein Blick auf Laurins Geburtstagsgeschenk, das immer noch eingepackt im Flur liegt. Ein Buch, ich habe vergessen, was für eines. Anna hat es ausgewählt. Ich frage mich, was ich empfinden würde, wenn er tatsächlich unterwegs im Weltraum wäre. Ich würde es nicht ertragen. Ich würde es nicht aushalten, wenn du zum Mars fliegst, schreibe ich ihm.

Ich bin schon im Büro, als die Antwort kommt. Du hältst das durch, die Halbzeit hast du schon fast geschafft. Leicht erhöhte Luftfeuchtigkeit. Ein Marsjahr = 687 Erdentage. Mit der Nachricht kommt ein Bild, das aussieht, als hätte er aus Versehen abgedrückt, eine Ecke des Fitnessraums, schräg aufgenommen, ein Knäuel von Kleidungsstücken, ein Stapel leerer Weckgläser. In den letzten Tagen ist es öfter vorgekommen, dass er Nachrichten schickt, die an ihn selbst gerichtet zu sein scheinen, Durchhalteparolen, Aufmunterungen oder auch nur kleine Beobachtungen, wie man sie in ein Tagebuch schreiben würde. Ich summe mit dem Ventilator, um ihn zu übertönen. Wäre ich hier eingesperrt und nicht aus freien Stücken...

Auf dem Nachhauseweg kommt wieder eine Nachricht. Ich halte am Straßenrand an, um sie gleich zu lesen. Einen Apfel, schreibt Laurin nur. Als ich zu Hause bin, hole ich einen Apfel aus der Küche und gehe damit in den Keller. Ich setze mich auf den Boden, lehne mich an die Trennwand, den Apfel in der Hand. Laurin so nah zu wissen, macht mich fast verrückt. Nur das Summen des Ventilators ist zu hören.

Alles kann geschehen. Es gibt ein Startdatum und ein Datum der Ankunft, sie sind im Kalender eingetragen, wie Pfähle eingeschlagen im Treibsand der Zeit, aber diese Daten bedeuten nichts. Die Zeit vergeht nicht, wenn man sich mit Lichtgeschwindigkeit von seinem Leben entfernt, sie bleibt stehen. Jeder Tag ist wie der letzte. Laurin schwebt durch den Keller, er ist über die Wochen immer leichter geworden, so leicht, jetzt ist er schwerelos. Wir schweben aufeinander zu, schauen uns in die Augen. Ich strecke die Hand nach ihm aus und er nimmt sie. Wir halten uns aneinander fest. Wir sitzen in der Küche. Laurin erzählt von seinen Abenteuern, lacht. Ich habe nicht gedacht, dass du es schaffst. Willst du immer noch zum Mars? Er schüttelt den Kopf. Es gibt andere Ziele, nähere. Die Erde ist groß genug für uns.

Der verrückte Buchfink ist wieder gekommen, diesmal hat er sein Spiegelbild im Küchenfenster angegriffen. Ich stehe am Fenster, fuchtle mit den Armen, wenn mich die Nachbarn sähen, müssten sie denken, ich sei verrückt geworden. Aber kaum wende ich mich vom Fenster ab, ist der Vogel wieder da, flattert auf und ab und stößt dann mit einem dumpfen Schlag

gegen die Scheibe, wieder und wieder. Ich lasse den Rollladen herunter. Kurze Zeit später kommt Anna aus dem Schlafzimmer, der Buchfink hat einen neuen Feind im Schlafzimmerfenster entdeckt und sie geweckt. Lass den Rollladen runter, sage ich, sonst bricht sich der arme Kerl noch das Genick.

Anna hat schon länger einen hartnäckigen Husten. Erst hat sie alle möglichen Hausmittel probiert, dann ist sie zum Arzt gegangen, aber der hat nichts gefunden. Schreib Laurin nichts davon, sagt sie, sonst macht er sich nur Sorgen. Ich ziehe die Schuhe an, poltere im Flur hin und her. Als ich in die Garage gehe, sehe ich den Apfel vor der Trennwand liegen. Obwohl es regnet, nehme ich das Fahrrad. Das helle Zischen der Autoreifen auf dem nassen Asphalt, die Scheinwerfer, die sich in der Fahrbahn spiegeln, die Regentropfen in meinem Gesicht, die Kälte, Erinnerungen an etwas, was nie gewesen ist.

Als wir abends im Wohnzimmer sitzen, hustet Anna alle paar Minuten leise, sie scheint es gar nicht mehr zu merken. Es klingt, als müsste sie etwas loswerden, was sich tief in ihrem Inneren eingenistet hat, aber schaffe es nicht. Ich weiß, sie kann nichts dafür, aber irgendwann bin ich so genervt von der Husterei, dass ich aufstehe und wortlos in den oberen Stock und in Laurins Zimmer verschwinde. Ich bin dünnhäutig geworden, reizbar.

Ich stehe wieder vor Laurins Bücherregal. Einige Bücher erkenne ich, wir hatten sie ihm zu Weihnachten oder zu einem seiner Geburtstage geschenkt, einen Bildband mit Aufnahmen des Hubble-Teleskops, der Roman über den Astronauten, der auf dem Mars strandet, auch die Trilogie von Douglas Adams. Aber all die anderen Bücher? Wann hat er die gekauft? *Abschied von der Erde*, heißt eines, *Die Zukunft der Menschheit*. Wo und wie werden wir leben in 100, 1000, 10'000 Jahren? Ein Fantast, der über Multigenerationenschiffe und Tiefkühlschlaf fantasiert, über Tanks mit menschlichen Embryonen und digitale Unsterblichkeit. Ich kann sie nicht ausstehen, diese Größenwahnsinnigen, diese Weltraumpropheten, die den Menschen die Köpfe verdrehen mit ihren irren Fantasien. Nie, nie, nie werden wir auf fremden Planeten leben. Die Distanzen sind viel zu groß, unüberwindbar, das weiß doch jedes Kind. Vielleicht schaffen wir es auf den Mars, aber dahinter? Lichtjahre des Nichts. Der nächste Stern, Proxima Centauri, ist mehr als vier Lichtjahre entfernt, vierzig Billionen Kilometer. Selbst mit dem stärksten Teleskop wird man nie mehr von ihm sehen, als ein weißes Scheibchen. Erreichen wird man ihn sowieso nie. Ich blättere durch den Bildband. Diese bunte Wüste, die uns umgibt. Wunderschön ist sie, aber tot. Und unendlich weit entfernt.

In der Nacht habe ich wieder denselben Traum, Laurin und ich schweben durch den Weltraum, wir tragen Astronautenanzüge, durch die sphärische Scheibe des Helms kann ich sein Gesicht nur schemenhaft erkennen. Er scheint den Mund zu bewegen, etwas zu sagen. Ich höre nur Rauschen und ganz nah meine eigene Stimme seinen Namen sagen, Laurin. Ich strecke die Hand nach ihm aus, er streckt den Arm aus. Winkt

er mir oder will er sich festhalten? Er entfernt sich langsam im Schwarz. Ich will ihm folgen, bewege Arme und Beine, aber ich drehe mich nur um die eigene Achse, während er sich immer weiter entfernt.

Als ich am Morgen aufstehe, finde ich eine Nachricht von Laurin auf dem Handy, er hat sie mitten in der Nacht abgeschickt, 115, nicht mehr, kein Bericht, kein Zitat, kein Gruß. Die Worte sind uns ausgegangen.

Anna schläft noch. Sie steht jetzt oft erst auf, wenn ich zur Arbeit gegangen bin. Manchmal, wenn ich sie duschen höre, beeile ich mich, aus dem Haus zu kommen, bevor sie in der Küche auftaucht, um sich ihren ersten Kaffee zu machen. Ich mag nicht reden. Ich mag nicht denken. Ich flüchte mich in meine Arbeit.

Eine meiner Angestellten hat gefragt, was los sei mit mir. Nichts, habe ich gesagt, warum? Sie sitzen da wie erstarrt und schauen seit zehn Minuten aus dem Fenster. Wirklich? Ich habe nachgedacht. Ich sage, ich müsste nach Hause, ich hätte etwas Wichtiges vergessen. Kommen Sie heute nochmal wieder? Ich glaube nicht.

Auf dem Heimweg rufe ich Anna an. Ja, sagt sie nur, ja. Ich bin mit dem Wagen unterwegs und muss mich beherrschen, um nicht zu schnell zu fahren. Auf die paar Minuten kommt es jetzt auch nicht mehr an.

Der Apfel liegt vor der Trennwand. Ich stehe die längste Zeit da und starre ihn an. Dann trete ich an die Wand, hebe den Apfel hoch und reiße mit der anderen Hand die Plombe ab und öffne die Luke.

Im Mutterschiff ist kaum Licht, nur ein paar Standby-Leuchten brennen. Trotz des Rauschens des Ventilators scheint es totenstill zu sein. Es riecht nach Müll und nach Schweiß, nach schmutziger Wäsche, ein wenig wie in der Garderobe einer Turnhalle. Ich huste, ich will Laurin nicht erschrecken. Stille. Ich trete durch die Tür in den Fitnessraum. Durch das abgeklebte Fenster kommt ein wenig Licht. Dort sitzt er auf der Yogamatte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Er schaut mich mit großen Augen an. Neben ihm auf dem Boden liegt das geöffnete Logbuch und sein Handy, ein halbleeres Weckglas steht da und eine Tasse. Wir sagen beide nichts. Ich trete zu ihm, strecke ihm die Hand hin und helfe ihm hoch. Als er aufsteht, schwankt er ein wenig. Ich lasse den Apfel fallen, nehme Laurin in die Arme und wir stehen einfach nur da. Danke, flüstert er endlich, so leise, dass ich mir nicht sicher bin, ob er es tatsächlich gesagt oder ob ich es mir nur eingebildet habe. Und dann noch einmal und schon mit festerer Stimme, danke.

© 2025 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Peter Stamm, geboren 1963 in Scherzingen, lebt als Schriftsteller in Winterthur. Zuletzt erschien sein Erzählband *Auf ganz dünnem Eis* (S. Fischer, 2025), in dem auch die hier abgedruckte Geschichte enthalten ist.

VOLLTEXT 4/2025

Brigitte Schwaiger

»Wenn man
schreibt,
hält man das
für Realität,
was man
schreibt.«

25.6.2025 – 12.3.2026
Di – So 10 – 15 Uhr

Adalbert-Stifter-Institut
des Landes Oberösterreich
Adalbert-Stifter-Platz 1
4020 Linz
www.stifterhaus.at

Historisches Wörterbuch zur österreichischen Literatur



JAKOB EBNER

Das „Historische Wörterbuch zur österreichischen Literatur“ von Jakob Ebner beschreibt anhand von rund 8000 Stichwörtern den spezifischen Wortschatz der österreichischen Literatur zwischen 1750 und 1960. In übersichtlichen Artikeln werden typisch österreichische Lexeme wie abbeuteln, hieramtlich, Ramasuri oder Zwischendeckpassagier in ihrer Herkunft und Bedeutung erklärt und mit ausführlichen Textbeispielen illustriert.

Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich/StifterHaus
www.stifterhaus.at

Bestellungen direkt über die Website bzw. per Mail (office@stifterhaus.at)

Die beste Aussicht

Von Helmut Krausser

Manche werden sich vielleicht noch erinnern. Früher spielte ich zwei-, dreimal pro Woche Backgammon in der Wildnis. Das war eine Eckkneipe in Neukölln, mit viel schräger Stammkundschaft und einem meist gutherzigen Wirt, Manni. Im Lokal erlebte ich Geschichten, die ich alle vier Wochen in der damals noch existierenden Stadtzeitung *Zitty* publizierte, Kolumnen, die später, gesammelt, in einem Taschenbuch bei Wagenbach erschienen sind. 2018 wurde die Kolumne eingestellt, bald darauf die *Zitty* selbst. Und dann kam Corona. Das daraus resultierende Kneipensterben hat auch vor der Wildnis nicht Halt gemacht. 2022 musste Manni das Lokal schließen, nicht allein wegen Corona, sondern weil er Magenkrebs bekommen hatte und im Beipackzettel keine sehr günstige Diagnose. Letzteres hat er uns nicht mitgeteilt, das war nicht seine Art als cooler Zweimeter-Macho.

Die Backgammonszene hat sich in einen anderen Kiez verlagert, nahe dem Bahnhof Zoo. So ist das Leben, und so ist es gut. Die Karten neu mischen. Neue Blätter spielen. Sich neue Gedanken machen müssen. Aber mitunter ist man ein wenig sentimental. Trifft zufällig den oder die. Fragt und hakt nach, da und dort, was aus der oder dem geworden ist. Mannis Krankheit kam durch Zufall heraus, ein Jahr später, weil einer von uns als Pfleger in der Station arbeitete, in dem Manni seine zweite Chemo durchlitt.

Wenn wir dies rauchten, behauptete sie, würden wir fähig sein, den Zug der Toten zu betrachten.

Die Krankheit sei zum Glück glimpflicher verlaufen als prognostiziert. Es gebe Heilungschancen. Vorsichtiger Optimismus. Manni bedeutete uns etwas. Er hatte zum Beispiel immer weggesehen, wenn der einkommensschwache Rumpel sein Bierglas heimlich mit mitgebrachtem Sternburg auffüllte. Hatte jedem erlaubt, Essen mitzubringen und in der Mikrowelle aufzuwärmen.

Manni hielt, wenn er wieder einmal die Getränkepreise anheben musste, beschwichtigende und sich rechtfertigende Reden im Stile eines Mark Anton. Ich habe damals mitgeschrieben, was er gesagt hat.

„Freunde, hört mich an, es ist wahr: Den Preis für eine Flasche Bier habe ich um zwanzig Cent angehoben. Es war dies eine Sache, über die ich lange in schlaflosen Nächten nachgedacht habe.

Eine klare Notwendigkeit, die mein Gewissen nicht weiter belasten wird. Denn der Strompreis ist gestiegen, der Einkaufspreis für Bier ist gestiegen, die Heizkosten sind ganz enorm gestiegen, und ebenso erhöht wurde der Preis für das SKY-Abo, dank dem ihr hier Fußball live gucken könnt. Und ich habe immer so knapp kalkuliert, dass mir selbst nicht viel zum Leben geblieben ist. Wenn ich nun, und wirklich nicht leichtherzig, den Bierpreis erhöhe, dann um sicherzustellen, dass ihr auch fürderhin sicher sein könnt, in der Wildnis allabendlich euer Bier zu trinken, ohne Angst haben zu müssen, eines Tages vor verschlossenen Türen zu stehen.“

So weit Manni im Jahre 2016. Am Ende leere Versprechungen, aber das war nicht seine Schuld.

Er mochte die meisten von uns, und fast alle mochten ihn. Sogar die immer stänkernde Almuth.

Mein Vorschlag lautete: Wir sollten uns wieder vernetzen und uns gemeinsam etwas ausdenken, um Manni für die schönen Jahre in der Wildnis zu danken. Ja, okay, der Vorschlag kam eigentlich zuerst von Sushi, aber sie war betrunken und meinte es nicht wirklich ernst in dem Moment. Egal.

Nirgends habe ich so viel über Menschen gelernt wie in der Wildnis. Schlau geworden bin ich aus ihnen nicht immer. So bunt zusammengewürfelt wie dort war kaum eine Gesellschaft. Im politischen Spektrum war alles vertreten, ebenso im Bereich der erotischen Orientierungen. Es gab arme Schlucker, Bürgergeldempfänger, genauso wie sogar ein paar Millionäre. Solche, die mit sich protzten, und solche, die absichtlich billige Kleidung anzogen, wenn sie aus Potsdam nach Neukölln kamen. Weil nur hier auf höchstem Niveau Backgammon gespielt werden konnte. Es gab auch die beiden Skatrunden. Den autistischen Rapper mit dem kurzlebigen Kiez-Hit: *Mein Gehirn ist eine Einzelzelle*. Tresentrinker und Fußballgucker. Esoteriker, Kleinkünstlerinnen und Rollstuhlfahrer wie den kleinwüchsigen, spitzzüngigen, an Progerie erkrankten Johann, der hier Anschluss fand, weil es eine grundliberale Haltung gab, jeden zu inkludieren und ihn die Rampe hinaufzuschieben. Wofür sich niemand zu schade war. Die Wildnis war das Paradebeispiel für eine diverse, vielfältige Kneipenkultur, die nach und nach aus der Mode geriet, weil im Laufe der letzten Jahre immer mehr Interessengruppen beschlossen, lieber in sogenannten *Safe Spaces* unter sich zu sein.



Helmut Krausser

Für einen Großteil der Klientel war das Lokal so etwas wie ein zweites Wohnzimmer, bot Geborgenheit und Unterhaltung. Stinkstiefel, die es selbstverständlich auch gab, wurden schnell zurechtgewiesen. Manni konnte da brüsk werden, auch wenn er selten Hausverbote aussprach, fast jedem eine zweite Chance gab. Ich habe begriffen, wie wichtig ein Kneipenwirt ist, der sowohl über Prinzipien wie auch Sanftmut verfügt.

Oft geht es nur darum, Personen, die sich einmal danebenbenommen haben, zu ermöglichen, ihr Gesicht zu wahren. Danach kommen sie allermeist geläutert zurück und ohne Gedanken an Rache.

Heutzutage wird eine Verfehlung oft unangemessen hart geahndet, als gälte es, den Täter für immer kaltzustellen. Statt Verzeihung zu gewähren, wird Verbitterung erzeugt. Die zur Zeitbombe wird.

Wir Backgammonspieler waren als Gruppe weithin intakt geblieben und fingen an, herumzutelefonieren. Der Termin, an dem möglichst viele von uns Zeit haben würden, war der zweite Weihnachtsfeiertag, am Abend, wenn viele Menschen darauf warten, dass die Geschäfte wieder öffnen und die bucklige Verwandtschaft endlich abgereist ist. Am Ende waren wir fast vierzig Leute, die zum Treffpunkt kommen wollten. Am 26. Dezember 2023, 17 Uhr, vor Mannis Wohnung in Neukölln. Für den Fall, dass er nicht zuhause sein würde, hätten wir Pech gehabt. Für den Fall, dass wir nicht willkommen sein würden, weil Manni lieber allein sein wollte, wären wir nach einem kurzen Hallo wieder abgezogen.

„Als wir jung waren“, meinte Rudi, „haben wir uns nicht so viele Gedanken gemacht, sondern einfach *Sachen*. Tat-Sachen.“ Der Satz klang irgendwie schräg, zwischen unbeholfen

und brillant. Rudi ist ein Bad Boy mit schwarz-speckiger Lederjacke. Verbal aggressiv, aber harmlos, wenn ihm niemand ganz blöd kommt.

Um eine lange Geschichte zu verkürzen: Da standen wir also, am zweiten Weihnachtsfeiertag, und klingelten bei Manni, um, als er öffnete, *For he's a jolly good fellow* zu singen. Und zu erleben, wie ihm Tränen die Wangen hinabrollten. Was wir nie für möglich gehalten hätten.

Er war stark abgemagert, ein Schatten des stolzen Gebieters von einst. Er freute sich, dankte uns.

Und fragte, ob wir die Wildnis noch einmal wiedersehen wollten. Das Lokal habe noch keinen neuen Besitzer gefunden. Na klar, riefen wir unisono. Manni holte die Schlüssel und setzte sich an die Spitze des Zuges, der einer Prozession glich. Gerne hätten wir bunte Laternen geschwenkt.

Die Wildnis war nicht, wie wir vermuteten, leer und ausgeräumt. Vieles war noch da. Tische, Stühle, der Tresen, die Mikrowelle, der Kühlschrank. Jemand schlug vor, Bier von der Tanke nebenan zu holen und anzustoßen. Almuth wollte lieber grünen Tee. Rollstuhlfahrer Johann kam etwas später hinzu, weil er den Termin verschlafen hatte. Manni, der Riese, fiel ihm, dem Kürzesten, um den Hals. Ein Bild, das alle bewegte. Es fand sich ein Wasserkocher, um Almuths Getränkewunsch zu erfüllen. Rolle war da, der Selfmade-Millionär – und zeigte sich spendabel. Die Tankstelle wurde auf seine Kosten leergekauft. Jemand, es war Sushi, hatte eine Soundbox dabei.

Das erste auf Spotify abgerufene Lied war *Non, je ne regrette rien*. Bald sangen alle mit. Ein magischer Moment. Sushi, wie immer in Joggingpink gekleidet, ging nun auf die 40 zu, doch ihre halbmeterlangen schwarzen Haare schimmerten immer noch wie Seide. Sie tanzte mit Olga, der ukrainischen Hexe. „Olga, haste dein Voodoopüppi dabei?“ Ja, hatte sie. Und lachte und schüttelte ihre kupferroten Locken, ihre basketballgroßen Brüste. Achmed, ein damals ganz junger türkischer Dachdeckerlehrling, war nun Meister und Inhaber einer eigenen Firma. Lina, die schlanke Hübschheit, tanzte allein. Gerne hatte sie mit den Begehrlichkeiten älterer Männer gespielt, um sie letztlich ins Leere laufen zu lassen, außer wenn sie pleite gewesen war und mit jedem mitging, der Spendierhosen trug. Jetzt trug sie ein Business-Kostüm, kniehohes Stiefel und die Haare in einem Dutt.

Es wurden die üblichen wehmütigen Hits gesungen, *My Way*, *Nothing compares to U* und *Love will tear us apart* und *Bridge over troubled water*. Gecko, eine erzkatholische Veganeerin, Dreadlocks bis zum Arsch, war, als ich sie zum letzten Mal sah, schwanger gewesen.

„Wie geht es dem Kind?“, fragte ich.

„Muss“, sagte sie. Sophie, die Künstlerin, erschuf immer noch mit Papier, Kleber und Schere kleine bunte Dioramen. Ein paar davon hatte ich ihr für 15 Euro das Stück abgekauft. Tatsächlich gelebt hat sie vom Geld ihres Liebhabers Fred. Der inzwischen seine Frau verlassen hat und mitgekommen war in die Wildnis, um uns kennenzulernen. Er habe so viele Ge-

schichten über uns gehört. Selbst erzählte er keine. Anders als Thilo, inzwischen 52, Latzhosenträger mit splissigem Pferdeschwanz. Frugalist, der lange von selbstangebautem Salat aus den Prinzessinnengärten lebte. Jetzt war er seit fünf Jahren Frührentner. Die letzte bezahlbare Wohnung in Hohenschönhausen Nord hat er in seinen Besitz gebracht. Und wurde nicht müde, uns darauf hinzuweisen, dass er das Abenteuer Leben glücklich bezwungen hätte. Rudi, der grimme, schien Lust zu haben, Thilo vor die Tür zu schleifen, aber Manni hätte sich zwischen die beiden gestellt.

Um Mitternacht ließen wir Pizza kommen, 30 Kartons. Schnaps machte die Runde. Schließlich fasste sich einer, Rumpel, ein Herz und fragte Manni, wie es denn nun um ihn stehen würde, gesundheitlich. Plötzlich war es ganz still, selbst die Musik setzte aus.

Manni gab zur Antwort, es stehe auf Messers Schneide, könne so oder so ausgehen, aber – „Hey, das ist von Anbeginn der Welt ja nie anders gewesen. Wisst ihr, Gott hat zu mir gesprochen, als ich noch ganz klein war, wirklich winzig.“

„Echt jetzt?“, unterbrach ihn Sigi. „Wie geht das denn?“ Sigi, der auf einem Boot auf dem Landwehrkanal lebt, hat als ganz junger Mann RAF-Terroristen Unterschlupf gewährt. Skurriler Typ, geistig nicht mehr ganz fit. Selten sah ihn jemand mit geschlossenem Mund.

„Das“, antwortete Manni, „weiß nur ER allein.“

„Was hat er gesagt?“

„Folgendes. Noch im Hoden meines Vaters, hörte ich seine Stimme. Feierlich klang sie. Vielversprechend. Sie sagte: Wir haben über dich debattiert und bieten dir etwas an.“

– Ich höre.

– Willst du geboren werden? Willst du das Leben genießen, mit der vollumfänglichen Fülle eines der schönsten Planeten im Kosmos?

– Ja, klar. Gerne.

– Und unterschreibst du, dass dein Aufenthalt auf der Erde begrenzt sein wird? Weil es nun mal so sein muss?

– Okay. Klingt fair.

– Wirst du auch wirklich gegen Ende deines Aufenthaltes nicht beginnen, zu quengeln und jammern und eine Verlängerung fordern?

– Nein, werde ich nicht.

– Na, dann viel Spaß. Du hast wirklich verdammt viel Glück, du schwanzwedelndes Spermium.“

Manche lachten deplaziert und schauderhaft schrill, anderen kamen die Tränen vor Rührung.

Agnes Consuela hat dann ein Kistchen mit bläulichem Gras geöffnet. Wenn wir dies rauchten, behauptete sie, würden wir fähig sein, den Zug der Toten zu betrachten. Einmal im Jahr nämlich führe dieser Zug durch Berlin und zwar zufällig heute Nacht. Milliarden ehemals gelebt habender Menschen. Sie kämen ca. zwei Uhr über Marzahn in Richtung Friedrichshain und Mitte. Agnes Consuela war auch im Winter barfuß unterwegs. Sie musste jetzt 70 sein. Sie hatte danach gestrebt, sich nur

noch von Licht, Wodka und Wasser zu ernähren, außer im Winter, wenn sie mal Pellkartoffeln mit Petersilie und Leinöl zuließ. Damals hatte sie die Wildnis mit geweihtem Alkohol gesegnet. Nun nahm sie sich vor aller Augen ein Stück Pizza. Für das Gras verlangte sie 50 Euro das Gramm. Und verteidigte sich, dass das sehr sehr preiswert sei für ein Spektakel dieser Dimension.

„Wisst ihr Unwissenden, warum das Jahr 365 Tage dauert?“

Wir überlegten, aber wir hatten es vergessen.

„Ihr Schlaumeier. 365 Tage. Das ist exakt die Zeit, die die Toten benötigen, um einmal die Erde zu umqueren. Sie legen in 24 Stunden etwa 110 Kilometer zurück. Das ist nicht übermenschlich, entspricht der Geschwindigkeit eines Spaziergangs.“

„Wozu“, fragte Sigi, „sollten die das tun?“

„Ja, was denn sonst? Es gibt weder Himmel noch Hölle. Wo sollen sie hin? Sie wollen zusammen sein und ziehen durch die Welt. Singen lautlos. Sehen sich die Schönheit dieser Erde an.“

Je später der Abend, desto nachvollziehbarer klang alles, was Consuela erzählte. Viele Gespräche begannen mit der Frage: Weißt du noch? Wenn Tiefgefrorenes aufgewärmt wird. Alle holten Anekdoten hervor, kippten sie auf die Tische in Form von dünnen Worten, Stichpunkten, wie sich Junkies die Spuren ehemaliger Exzesse zeigen auf der Haut.

Was vergangen ist, ist fort für immer, und keine Erinnerung holt je mehr als ein paar Fetzen davon zurück. Aber vielleicht besaß Agnes Consuela tatsächlich Informationen von Wert, und eines Tages würden wir alle um den Erdball wandern und passende Lieder singen, das stelle ich mir zauberhaft und gewaltig vor, selbst vor dem Hintergrund der Hochhäuser von Marzahn.

Die Stimmung kippte langsam vom Wehmütigen ins Weirliche, und jemand ließ was von Springsteen laufen. *Atlantic City*. Ich liebe diesen Song und dichtete ihn spontan etwas um.

Everything dies, baby, that's a fact

But maybe everything that dies some day comes back

Put your makeup on, fix your hair up pretty

And meet me tonight in der WILDNIS NEUKÖLLN.

Alle sangen beim zweiten Refrain mit und sehr laut. Lina zog ihren pinken Lippenstift nach und rutschte ab bis runter zum Kinn. Manni war der Einzige, der kein Stück Pizza gegessen hatte. Keinen Bissen. Wir waren besoffen, und jetzt war es Zeit.

Die meisten stiegen an dieser Stelle aus und wankten nach Hause, aber ein gutes Dutzend von uns orderte eine Taxifahrt nach Marzahn, zu den Gärten der Welt. Wenn es etwas zu sehen gäbe, würde man dort, oben auf dem Kienberg, die beste Aussicht haben.

Helmut Krausser, geboren 1964 in Esslingen, lebt als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschien der Roman *Freundschaft und Vergeltung* (Berlin Verlag, 2024). Der hier abgedruckte Text wurde im Dezember 2024 im Deutschlandfunk gesendet.

Drei Wochen mit Thomas Bernhard in Torremolinos

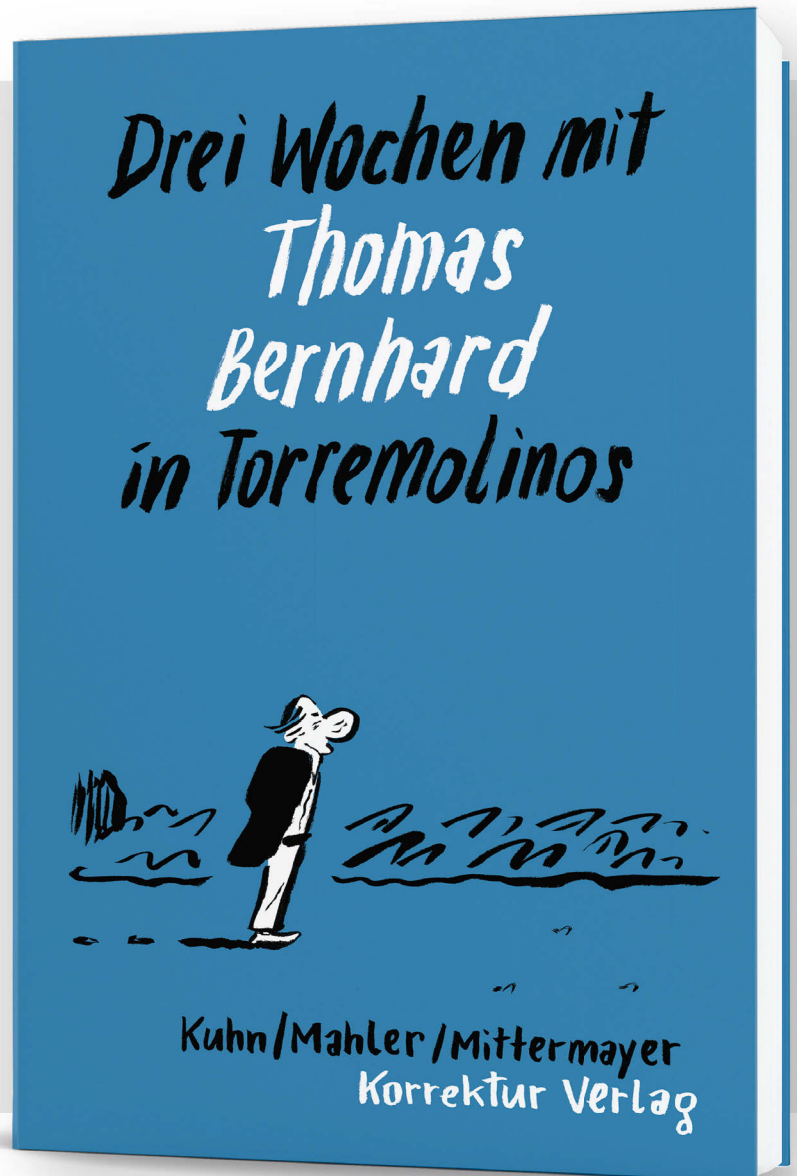
Eine persönliche Erinnerung

Susanne Kuhn, die Halbschwester Thomas Bernhards, veröffentlicht persönliche Einblicke in die letzten Monate des großen österreichischen Autors, die von Zeichnungen Nicolas Mahlers begleitet werden.

„Dieses Buch ist mehr als nur ein Reisebericht. Bisher hatte kein weibliches Mitglied dieser Familie, in der die Rollenmuster für Männer und Frauen doch signifikanten Einfluss auf die diversen Lebensgeschichten genommen hatten, ihre Wahrnehmung der Dinge ausführlicher dargestellt“, schreibt Mittermayer, „Susanne Kuhn ist, wie auch Thomas Bernhard, keine Anhängerin von Verklärungen und Beschönigungen.“

Es ist zunächst eine bewegende Erinnerung an die letzte gemeinsame Zeit mit dem berühmten Halbbruder. Nach der turbulenten Uraufführung von „Heldenplatz“ am Wiener Burgtheater reisten die beiden im November 1988, wenige Monate vor Bernhards Tod, an die Costa del Sol.

Ein ausführliches Gespräch mit dem renommierten Bernhard-Experten Manfred Mittermayer erweitert zudem den Blick auf die Familiengeschichte.



„...ein Juwel..., das den Geistreichtum von und um Bernhard noch einmal vermehrt. ... ein facettenreiches Erinnerungsbuch... – formal und inhaltlich beispiellos.“

Andreas Platthaus in Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.08.2025

Susanne Kuhn
Drei Wochen mit Thomas Bernhard
in Torremolinos

144 Seiten | Hardcover
ISBN: 978-3-9505737-0-1 | € 22,00

Die beiden Fachzeitschriften für alle, die schreiben



Einzelheft: A: 11,10 € | D: 10,40 € (zzgl. Versand)
Abonnement: A: 52,00 € | D: 40,00 € (6 Hefte im Jahr)

derselfpublisher.de



Einzelheft: A: 11,60 € | D: 10,90 € (zzgl. Versand)
Abonnement: A: 81,00 € | D: 63,00 € (6 Hefte im Jahr)

federwelt.de

Kennenlernaktion*:
Jetzt 2 Hefte
(1x Federwelt und
1x der selfpublisher)
aus dem Jahr 2025 bestellen
für insgesamt nur 9,90 €
plus 2,50 € Versand via
<https://www.autorenwelt.de/kennenlernaktion>

• uschtrin •

* Dieses Angebot gilt bis zum 31.03.2026.

Ein Mann und Vater

Von Verena Roßbacher

Er sitzt im Hallenbad und versucht, ein Buch zu lesen. Es ist schwierig, nicht nur, weil das Buch so schlecht ist, vor allem wegen dem Hallenbad. Immer schon haben ihn Hallenbäder so furchtbar schläfrig gemacht, es ist diese Mischung aus chlogeschwängelter, dschungelwarmer Luft, dem steten Gluckern und Plätschern, als weilte man an einem Bergbach, und dem hallenden Geräusch unzähliger Kinder, die unablässig ins Wasser springen, arschbomben und herumblödeln. Er wirft einen Blick ins Babybecken gleich neben ihm, die Kleinkinder sitzen friedfertig mit Schwimmflügeln im seichten Wasser und spielen brav mit bunten Förmchen, er schließt die Augen, nur kurz, er wird nur ganz kurz die Augen zumachen und dann wieder weiterlesen, es hilft ja nichts.

Es ist wirklich behaglich. Ab und zu patscht jemand mit nackten Füßen über die blauen Fliesen an ihm vorbei, hin und wieder pubertäres Gejohle auf dem Dreimeterbrett, der Geruch von einem Wurstbrot, in das irgendwo in seiner Nähe jemand heimlich hineinbeißt, und dazu: Diese Hallenbadliegen sind so unverschämte bequem, dabei sehen sie gar nicht danach aus. Schnüre, denkt er noch müßig, wer machte schon aus Schnüren eine Sitzgelegenheit, aus Plastik! Es sind Liegen, bespannt mit bunten Plastikschnüren, es ist verblüffend, wie komfortabel man darin ruhen kann. Allerdings: Man darf nicht den Fehler machen und sich ohne ein Handtuch als Unterlage hineinlegen. Immer wieder sieht er Schwimgäste, die sich unbedarft und handtuchlos in die Liegen begeben haben, noch Stunden nach dem Schwimmbadbesuch wird man an ihrer gesamten Rückseite die Schnüre zählen können, die sich fest ins Fleisch gepresst haben. Früher hat ihn das übrigens nicht gestört, überhaupt stört sowas Kinder nicht, sie tauchen und toben und hüpfen unablässig ins Wasser, dann hängen sie erschöpft in den Schnüren, aber nur zum Verschnaufen, schon sind sie wieder aufgesprungen und eilen zur Rutsche, ins Wellenbad und schnorcheln unverdrossen im Wasser.

Diese Liegen sind herrlich. Träge erwägt er den Erwerb einer Schnürenliege, er könnte sie ins Badezimmer stellen. Man kann sich mit einem beherzten Schwung weit nach hinten kippen lassen und so, in der Horizontalen, die Ellbogen durch die Armlehnen ideal gestützt, ohne Anstrengung in seinem Buch schmökern, auch wenn es schlecht ist. Man kann kurz die Augen schließen und schon wähnt man sich im Urwald, direkt nachdem ein Regen niedergegangen ist nämlich, satt und schwer umgibt einen die Luft wie eine dicke Decke. Mächtige Vögel kreischen und gackern. Manchmal rennen

flinke Tiere an einem vorbei, Amphibien vielleicht, oder Tapiere. Drüben im Dschungelkiosk gibt es gebutterte Salzstangen und Gummigetier, Schlangen, Mäuse, alles, was krecht und fleucht. Was ihn immer gewundert hat, war der Verkauf von Schokobrezeln, diese Lebkuchenbrezeln mit Schokoladenglasur, wie man sie in der Welt außerhalb des Hallenbads nur in der Adventszeit in großen Pappkartons im Supermarkt kaufen kann, zusammen mit Sternen und Herzen und –

„Papa?“

Er öffnet die Augen, sieht aber nichts, sofort kommt Panik auf, er ist blind! Erblindet im Hallenbad! Hat er nicht einmal gelesen, dass man durch eine falsche Dosierung der Chlorgase sein Augenlicht verlieren kann? Nein, das war falsch, das hat er gar nicht gelesen. Er versucht, Ruhe zu bewahren, „Vergiftungserscheinungen“, jetzt fällt es ihm wieder ein, er hat von Vergiftungserscheinungen gelesen, aufgrund eines Defekts an einer Dosierpumpe, die für die Flüssigchlorzufuhr im Wasser zuständig war, und irgendwas wurde dadurch gereizt. Vierzig Personen, erinnert er sich, waren leicht bis mittelschwer verletzt worden, in einer Therme. In Wiesbaden. Er fragt sich, was leicht ist und was mittelschwer. Die Badegäste nämlich, fällt ihm dann ein, die Wiesbadener Badegäste waren gereizt gewesen, aber an der Lunge. Er wundert sich, dass seine Atmung vollkommen in Ordnung ist, woher die Blindheit?

Hat er nicht einmal gelesen, dass man durch eine falsche Dosierung der Chlorgase sein Augenlicht verlieren kann?

Seine Tochter nimmt ihm das Buch vom Gesicht und ist ganz nah über ihm, mit blauen Lippen und nass wie ein Otter tropft sie alles voll, ihn und das schlechte Buch, schon klettert sie zu ihm auf die Liege und versucht, sich an seinem tropenwarmen Leib zu wärmen. Er tastet unter der Liege nach einem weiteren Handtuch, wickelt sie fest ein und drückt sie an sich. Eng an ihn gekuschelt berichtet sie von einer vertrackten Kurve in der Rutschbahn, er schließt erneut die Augen und lauscht ihrem kleinen Monolog, während er versucht, nicht wieder einzuschlafen, da ist die Kurve, in der man quasi an die Decke der Rutschenröhre geworfen wird, sie hat es satt, immer einen Bauchplättler hinzulegen, wenn

sie einen Kopfsprung machen will, und den arschigen Anselm, der sie immer tünkelt, den hat sie auch satt.

„Ich möchte nicht, dass du so unflätig sprichst“, sagt er.

„Und Arschbombe?“

Das weiß er auch nicht. Er gibt ihr einen Kuss auf die Stirn, „Keine Ahnung, wir schauen es zuhause nach, ja?“ Aber er wird es nicht nachschauen. Was hat er nicht schon alles versprochen, nachzuschauen – nachher zuhause, später wenn ich Zeit habe, nicht jetzt, du siehst doch, dass ich gerade beschäftigt bin. Wie viele Eier eine Ameise legt, wie groß die Füße vom Strauß, ob Pudel wirklich die gescheitesten Hunde und woher die Gänse wissen, dass es Zeit ist, nach Hause zu kommen aus Afrika. Viel Tierkram, aber eben nicht nur, die Arschbombe wird auch unerforscht bleiben. Niemand wird zuhause in den Computer eingeben: weniger unflätiges Wort für Arschbombe.

„Wo sind deine Brüder überhaupt?“ Er wirft einen Blick auf die Uhr über dem Becken, es ist kurz vor sechs, sie sollten langsam aufbrechen, „Wir sollten langsam auf-“

„Nein!“, ruft sie entgeistert, hastig wickelt sie sich aus dem Handtuch und ist schon beim Beckenrand, bereit, einen Kopfsprung zu machen, er schließt die Augen wieder, ihre Bauchplatscher tun ihm schon vom schieren Zuschauen weh.

Jedenfalls müssen sie jetzt wirklich aufbrechen, bis alle abgetrocknet und angezogen und geföhnt und gekämmt und gecremt sind und alles wieder eingepackt, dauert es sowieso ewig, er schwingt seine Liege nach vorne, dann sagt er zu den spielenden Kindern im Babybecken, „So Louis, jetzt gehen wir heim!“, aber da ist kein Louis. Er putzt mit dem Handtuch seine nassgetropfte Brille und späht ins kleine Becken, Tatsache, da tummeln sich allerhand speckige kleine Kinder inmitten bunter Förmchen, aber kein Louis.

Sein eigenes speckiges kleines Kind, sieht er kurz darauf dümpelt mit seinen Schwimmflügeln mitten im Fünfzigmeterbecken.

„Scheiße!“

„Das schauen wir zuhause nach“, sagt Babs beruhigend, als er an ihr vorbeikraut.

Als ihre Mutter und er sich kennenlernten, war Ludwig zehn, Anselm acht und Babs vier.

„Wer will schon eine Frau mit drei Kindern“, hatte Silvie bei einem ihrer ersten Treffen gesagt, es klang nicht frustriert, eher verwundert.

„In Dänemark nennt man das Bonuskinder.“

Sie schnitt ihre Pizza Diabolo in Stücke und lachte, „Bonus wofür?“

„Man kriegt sie gratis mit dazu, ich kriege nicht nur eine Frau, sondern drei Kinder mit dazu, geschenkt!“

„Du stellst dir das vielleicht einfach vor.“

„Es ist einfach.“

Natürlich war es nicht einfach. Die Jungs ignorierten ihn, und wenn sie ihn nicht ignorierten, sagten sie, er habe ihnen



FOTO: CHRISTIAN GEYR

Verena Roßbacher

überhaupt nichts zu sagen, er sei schließlich nicht ihr Vater. Seine Nudeln und geschmierten Brote aßen sie trotzdem, man muss kein Vater sein, um eine Brotdose zu füllen. Babs kam jede Nacht zu ihnen ins Bett, mit einem lebensgroßen Schimpanse im Arm lag sie zwischen ihnen und schlief wie ein Stein. Wenn ihre Mutter sie bat, in ihrem eigenen Bett zu nächtigen oder sie zurücktrug, heulte sie wie ein Schlosshund und kam eine halbe Stunde später wieder angedackelt.

Sie lasen Bücher, psychologische Ratgeber. Françoise Dolto, eine französische Kinderanalytikerin, beschrieb das Phänomen der Ins-Bett-ihrer-Eltern-kommenden-Kinder ausführlich. Es ginge, so sagte sie in ihren Fallstudien, um den Platz des Vaters. Es bringe nichts, wenn die Mutter das Bett verteidige. Das Kind spüre instinktiv, dass der Vater schwächle. Ein schwächelnder Vater aber macht einem Kind Sorgen, es hat Angst, die Beziehung könnte nicht halten, und um sicherzugehen, dass bei den Eltern alles in Ordnung ist, kommt es ins Bett und schaut nach dem Rechten. Es ist natürlich eine fragwürdige Methode, wie soll es den Eltern gut gehen, wenn sie dauernd einen Gast im Bett haben, aber diese Dialektik versteht das Kind natürlich nicht. Was es allerdings versteht, so Dolto, ist, wenn der Vater seinen Platz verteidigt, denn genau das ist es, was es eigentlich will und braucht. Der Vater also soll sagen: Liebes Kind! Das ist mein Platz im Bett und das ist meine Frau! Ich möchte hier in diesem Bett alleine mit ihr sein. Morgen früh kannst du kuscheln kommen!

Als er das las, war ihm unbehaglich zumute. Er spürte, dass es stimmte. Es ging um seinen Platz, um den Platz an der Seite von Silvie, um den Platz in dieser Familie, um den Platz als Mann und Vater. Es ging um eine Entscheidung, um seine Entscheidung, und er war kein entscheidungsfreudiger Mensch. Er mochte es, um Entscheidungen herumzukommen, und bislang war ihm das auch ganz gut gelungen.

Er entschied, dass es ja auch ganz gemütlich sei, so zu dritt im Bett, eventuell sogar zu viert, „lebensgroß“ ist nicht nur so dahergesagt. Manchmal, wenn er nachts erwachte und das Gesicht des Schimpansen nur wenige Zentimeter von dem seinen entfernt lag und die Augen des Affen ihn forschend anblickten, fühlte er sich ertappt, er wusste nicht, bei was, aber er fühlte sich ertappt. Er klammerte sich an den Rand des Bettes, ein Kind und ein Schimpanse nehmen erstaunlich viel Raum ein, kreuz und quer liegen sie, die Arme und Beine großzügig über die gesamte Matratze verteilt, und während er versuchte, ein klitzekleines Stück Decke zu ergattern, sagte er sich, dass das doch ganz gemütlich sei. Sex wird überbewertet, dachte er schläfrig. Vielleicht. Er war sich nicht sicher.

Seine Frau dachte das jedenfalls nicht. Es war ihre erste große Auseinandersetzung, „mir geht deine Entscheidungsschwäche auf die Nerven“, sagte sie, er sagte nichts, aber es leuchtete ihm ein. Als weitere Tiere sich dazugesellten (Bär, Pinguin) und Babs schon um halb acht zum Schlafengehen selbstbewusst das Elternbett anstrebte, war allerdings eine Art Tiefpunkt erreicht, der ihn zum Handeln zwang. Seine Frau war stinksauer, und zwar nicht auf Tochter und Tiere, sondern, Dolto sei Dank, auf ihn. Er selbst wiederum war derart übermüdet, dass er tagsüber des Öfteren an seinem Schreibtisch einschlief, den Kopf auf der Tastatur. An einem Morgen erwog er zaghaft, fortan auf dem Sofa im Wohnzimmer zu schlafen, eine Idee, die Babs durchaus begrüßte, noch mehr Platz für noch mehr Tiere. Seine Frau sagte, wenn du das machst, dann war's das zwischen uns. Wenn du das machst, dann schwächelst du nicht nur, dann hast du aufgegeben. Auch das leuchtete ihm ein. Er saß schläfrig am Tisch, richtete die Frühstücksbrote und starrte stumpfsinnig die Scheiben an, unsicher, ob man zuerst die Butter und dann die Marmelade auftrug oder doch umgekehrt, die Jungs lachten hämisch, sie hatten aufmerksam zugehört, und da riss ihm der Geduldsfaden. „Liebes Kind!“, rief er verzweifelt, „Das ist mein Platz im Bett und das ist meine

Frau!“ usw. Er sagte genau das, was, laut Buch, gesagt werden sollte. Er dachte, nun ginge ein gewaltiges Donnerwetter los, ein Geschrei und Gezeter von Babs, dazu saublöde Sprüche ihrer Brüder.

Alle lachten lustig. Ludwig rief fröhlich, „Das ist, weil ihr schmuuusen wollt!“, Anselm lachte so fest, dass er seinen Kakao verschüttete, Silvie schaute verliebt. „Hahaha!“, machte Babs begeistert. Fortan blieb sie mitsamt Zoo in ihrem eigenen Bett.

Er war erschüttert. War es wirklich so leicht? Natürlich war es nicht leicht und natürlich war nichts einfach. Beim nächsten Konflikt zwischen ihm und Silvie fragte Babs, ob sie bei ihrer Mutter im Bett schlafen könne. „Und wo soll ich dann schlafen?“, fragte er. „Auf dem Sofa im Wohnzimmer“, sagte sie, verblüfft über so viel Unverstand. Er sagte dann wieder „Liebes Kind!“ usw., dann gings wieder.

Naja, jedenfalls, die kinder- und tierfreien Nächte führten dazu, dass Sex vielleicht doch nicht überschätzt wird und Louis sich zu ihrer Familie gesellte, ein Baby, das erstmal ein Abo hatte auf einen Platz im Elternbett, Dolto hin oder her. Schlafen taten sie jetzt auch nicht mehr, klar. Ein Baby ist kleiner als ein Mädchen und kleiner als ein Schimpanse und irgendwie braucht es doch mehr Platz.

Die Bücher, die er rezensieren sollte, las er nun im Schwimmbad oder auf dem Spielplatz, oft nickte er dabei ein. Die Übermüdung war zum Dauerzustand geworden, wenn er mit dem Kopf auf der Tastatur einschlief und hinterher las, was dabei auf die Seite getippt worden war, dachte er, dass das auch nicht übler war als das, was er wach zusammenschusterte. Die meisten Bücher waren eh schlecht.

Verena Roßbacher, geboren 1979 in Bludenz, lebt als Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien der Roman *Mon Chéri und unsere demolierten Seelen* (Kiepenheuer & Witsch, 2022), für den sie mit dem österreichischen Buchpreis ausgezeichnet wurde. Der hier abgedruckte Text erschien erstmals in VOLLTEXT 2/2025.

„Man hat eine Menge zu lachen, und laut habe ich das beim Lesen eines Romans lange nicht mehr gemacht.“
Katharina Rutschky, Frankfurter Rundschau

„In dieser Spannung zwischen selbstverliebter Selbstwahrnehmung und gnadenloser Fremdwahrnehmung liegt der Humor des Romans. Und seine Lebensnähe.“
Cornelia Gellrich, Berliner Zeitung

NORBERT MÜLLER

Easy Deutschland

ROMAN

VOLLTEXT

Norbert Müller: Easy Deutschland

Roman. Volltext E-Book

432 Seiten, € 6,90

Ab sofort auf volltext.net und in den gängigen E-Book-Shops!

Preis-Telegramm

Cervantes-Preis

Preisträger: Gonzalo Celorio
Dotierung: € 125.000

Großer Preis des Deutschen Literaturfonds

Preisträgerin: Katerina Poladjan
Dotierung: € 50.000

Greve-Literaturpreis

Preisträger: Mirko Bonné
Dotierung: € 40.000

Schweizer Buchpreis

Preisträgerin: Dorothee Elmiger
Dotierung: CHF 30.000 (ca. € 32.200)


IMPRESSUM Herausgeber Thomas Keul, Fatima Naqvi Medieninhaber Thomas Keul Geschäftsführung Thomas Keul Redaktion Stefan Gmünder, Larissa Plath, Teresa Profanter, Ida Dupal, Urs Kamber, Kristine Kress AutorInnen Paul-Henri Campbell, Arno Geiger, Felix Philipp Ingold, Alexander Kluge, Andreas Maier, Susanne Schleyer, Ilma Rakusa, Clemens J. Setz Grafisches Konzept Rainer Dempf Produktion Manuel Fronhofer Druck Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H., Wienerstraße 80, A-3580 Horn Erscheinungsweise Vier Ausgaben pro Jahr Erscheinungsort Wien Vertrieb PGV Austria Trunk GmbH Verlagspostamt A-1150 Wien Anschrift Redaktion Meiselstraße 6/5, A-1150 Wien E-Mail redaktion@volltext.net Redaktion Schweiz Römerstraße 11, 4512 Bellach Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2/2025 Jahresabonnement € 36 (Einzelpreis € 9,90).

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Medieninhaber Thomas Keul, Meiselstraße 6/5, 1150 Wien Unternehmensgegenstand Herstellung, Herausgabe und Vertrieb von Zeitschriften. Betrieb von publizistischen, werblichen und technischen Einrichtungen, welche der Information der Öffentlichkeit dienen können. Eigentümer Thomas Keul, 1150 Wien.

Volltext ist eine unabhängige und überparteiliche Publikation, die sich mit literarischen Themen beschäftigt. Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung des Medieninhabers wider.

Die Publikation von VOLLTEXT wird vom BMWKMS und der Stadt Wien unterstützt.

 Bundesministerium
Wohnen, Kunst, Kultur,
Medien und Sport

 Stadt
Wien Kultur

Großer Berliner Verlagspreis

Preisträger: März Verlag
Dotierung: € 26.000

Bremer Literaturpreis

Preisträger: Heinz Strunk,
Kaleb Erdmann (Förderpreis)
Dotierung: € 25.000, € 6.000 (Förderpreis)

Paul-Celan-Preis

Preisträger: Bernhard Strobel
Dotierung: € 25.000

Frank-Schirmmacher-Preis

Preisträgerin: Yasmina Reza
Dotierung: CHF 20.000

Österreichischer Buchpreis

Preisträger/innen: Dimitré Dinev,
Miriam Unterthiner (Debütpreis)
Dotierung: € 20.000 (Hauptpreis),
€ 10.000 (Debütpreis)

Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung

Preisträger: Miljenko Jergović
Dotierung: € 20.000

Bertolt-Brecht-Preis

Preisträgerin: Emine Sevgi Özdamar
Dotierung: € 15.000

Mainzer Stadtschreiber Literaturpreis

Preisträger: Sven Regener
Dotierung: € 12.500

Kranichsteiner Literaturförderpreis

Preisträgerin: Lara Rüter
Dotierung: € 10.000

Ehrenpreis des österr. Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln

Preisträgerin: Eva Menasse
Dotierung: € 10.000

Erich-Loest-Preis

Preisträger: Durs Grünbein
Dotierung: € 10.000

BücherFrauen-Literaturpreis

Preisträgerinnen: Dulce Chacón,
Friederike Hofert
Dotierung: € 10.000

Bayerischer Buchpreis

Preisträgerinnen: Dorothee Elmiger,
Heike Geißler (Sachbuch)
Dotierung: je € 10.000

aspekte-Literaturpreis

Preisträger: Ozan Zakariya Keskinkılıç
Dotierung: € 10.000

Geschwister-Scholl-Preis

Preisträger/in: Carolin Amlinger,
Oliver Nachtwey
Dotierung: € 10.000

Stahl Literaturpreis

Preisträgerin: Monika Maron
Dotierung: € 10.000

Bayerischer Kunstpreis

Preisträgerin: Tanja Kinkel
Dotierung: € 10.000

Anna-Haag-Preis

Preisträger: Ulrich Rüdenauer
Dotierung: € 10.000

National Book Awards

Preisträger/in: Rabi Alameddine (Prosa),
Patricia Smith (Lyrik),
Dotierung: je USD 10.000

Ilse-Schwegcke-Preis

Preisträgerinnen: Millay Hyatt, Ursula Martin
Dotierung: € 6.000, GBP 5.000

Péter-Horváth-Literaturpreis

Preisträgerin: Nava Ebrahimi
Dotierung: € 5.000

Leo-Perutz-Preis

Preisträgerin: Petra Hartlieb
Dotierung: € 5.000

Prix Goncourt

Preisträger: Laurent Mauvignier
(für seinen Roman *La maison vide*)
Dotierung: € 10

Die umfassendste Anthologie zur österreichischen Gegenwartsliteratur!



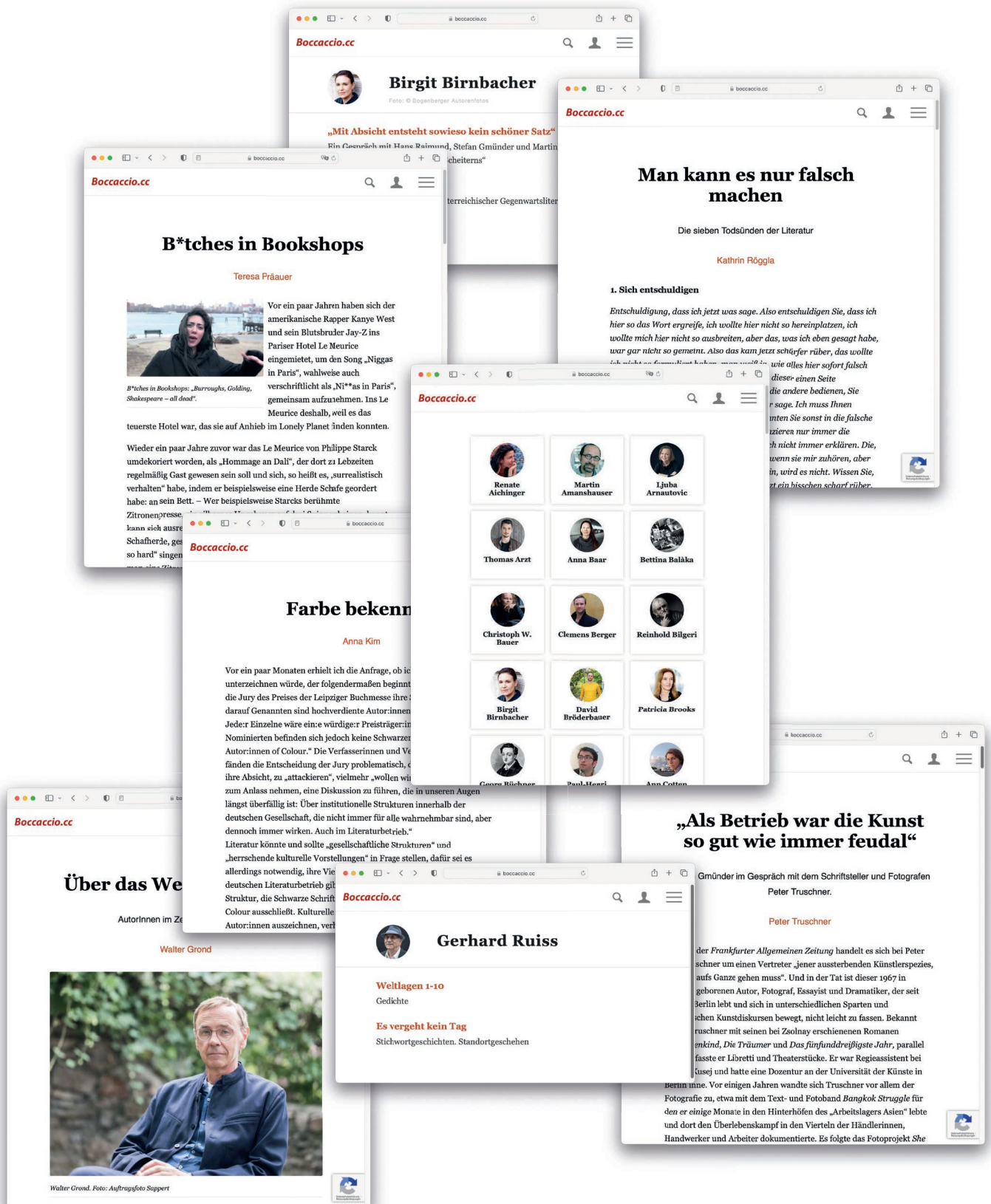
Texte von 115 heimischen Autorinnen und Autoren

Als E-Book verfügbar auf volltext.net und in den einschlägigen Shops

Gerhard Ruiss (Hg.): Hier und Heute
Positionen österreichischer
Gegenwartsliteratur
VOLLTEXT, Wien 2025
E-Book, 760 Seiten, € 6,90

Mit Beiträgen von...

Kathrin Röggla, Peter Rosei, Marlene Streeruwitz, Franzobel, Anna Maria Stadler, Alfred Komarek, Anna Weidenholzer, Reinhard Kaiser-Mühlecker, Anna Mitgutsch, Kurt Palm, Monika Helfer, Thomas Stangl, Erika Pluhar, Norbert Kröll, Sabine Gruber, Ferdinand Schmatz, Elisabeth Klar, Simon Konttas, Gabriele Kögl, Franz Josef Czernin, Michaela Mandel, Radek Knapp, Lydia Mischkulnig, Thomas Arzt, Birgit Birnbacher, Wilfried Steiner, Karin Peschka, David Bröderbauer, Renate Silberer, Doron Rabinovici, Sandra Gugić, Anna Kim, Ludwig Laher, Renate Welsh, Semier Insayif, Margit Schreiner, Christoph Janacs, Daniel Wisser, Julya Rabinowitsch, Peter Henisch, Andrea Drumbl, Michael Stavaric, Barbi Markovic, Elias Hirschl, Tanja Paar, Marko Dinic, Patricia Brooks, Andrea Grill, Anna Baar, Simone Hirth, Robert Prosser, Martin Prinz, Erwin Riess, Evelyn Schlag, Franz Schuh, Lydia Haider, Erwin Einzinger, Bettina Balàka, Valerie Fritsch, Irene Diwiak, Monika Wogrolly, Janko Ferk, Petra Piuk, Walter Grond, Andrea Winkler, Vladimir Vertlib, Ljuba Arnautovic, Antonio Fian, Ann Cotten, Thomas Sautner, Carolina Schutti, Karl-Markus Gauß, Sabine Scholl, Hanno Millesi, Angelika Reitzer, Julian Schutting, Cordula Simon, Klaus Zeyringer, Gerhard Zeillinger, Peter Stephan Jungk, Sylvia Treudl, Jutta Treiber, Martin Amanshauser, Petra Ganglbauer, Markus Köhle, Wolfgang Hermann, Barbara Rieger, Barbara Hundegger, Ingrid Pukanigg, Christoph W. Bauer, Günter Eichberger, Mieke Medusa, Elisabeth Reichart, René Freund, Lisa Spalt, Stephan Slupetzky, Linda Stift, Gustav Ernst, Didi Drobná, Gertraud Klemm, Ilija Trojanow, Mascha Dabić, Clemens Berger, Petra Nagenkögel, Gerhard Ruiss, Reinhold Bilgeri, O. P. Zier, Thomas Raab, Renate Aichinger, Beatrix Kramlovsky, Olga Flor, David Schalko, Verena Gotthardt, Raphaela Edelbauer und Josef Haslinger.



Boccaccio.cc
Schreiben im Netz